

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Die Stiefmutter.

Roman

von

August Schrader.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Luppe.
1859.





Erstes Kapitel.

Auf dem Friedhofe in A., der einem reizenden Parke gleicht, sieht man unter der Menge einfacher und schlichter Grabmale ein Alabasterkreuz, das sich durch Größe und künstlerische Arbeit auszeichnet. Ein schönes Eisengitter mit vergoldeten Spitzen umgiebt den Rasenhügel, der diesem kostbaren Monumente zum Piedestale dient. Der von dem Gitter eingeschlossene kleine Raum ist ein Garten mit den seltensten Blumen und Gewächsen. Die Vorübergehenden blieben stehen und betrachteten bewundernd die durch Luxus und Geschmack sich auszeichnende Anlage. Das Kreuz trug in goldenen Buchstaben die einfache Inschrift „Helene Delius, geb. Bergt".

Es war im August, als gegen Abend langsam ein Mann durch die duftenden Wege des Friedhofs schritt und an diesem Grabmale stehen blieb. Ein Livreediener, der einen großen Lorbeerkranz trug, folgte ihm.

— Oeffne das Gitter, Heinrich, sagte ernst der Mann.

Heinrich, der Diener, kam dem Befehle nach.

— Den Kranz!

— Hier, Herr Commerzienrath!

Der Commerzienrath, ein Mann von fünfundvierzig Jahren, hing den schweren, frischen Kranz über das Kreuz, dann zog er den Hut und betete. Der Diener, der in der Gitterthür stand, folgte diesem Beispiele. Dem Commerzienrathe trat eine Thräne in das Auge.

— Es giebt keine Helene mehr auf dieser Welt! murmelte er leise. Geist der Verklärten, verzeihe mir den Schritt, den zu thun ich beabsichtige, Du kannst ja nicht wollen, daß ich ewig trauere! Dein Andenken wird nie erlöschen in meinem Herzen.

Er neigte sich und pflückte ein Blatt von dem Epheu, der den Fuß des Kreuzes umrankte. Der Commerzienrath hatte seit einundzwanzig Jahren oft das Grab seiner geschiedenen Gattin besucht — heute hatte er das letzte stille Opfer gebracht, er wollte sich dem Leben wieder enger anschließen, dem er sich in seinem Schmerze bisher entzogen.

— Schließe das Gitter wieder! befahl er.

Es geschah. Nachdem der ernste Mann einen wehmüthigen Blick nach dem Grabe gesendet, trat er den Rückweg an. Heinrich folgte, indem er seinen grauen Kopf schüttelte.

— Mein armer Herr! murmelte er vor sich hin. Man sagt, die Zeit heile jeden Schmerz — es muß doch wohl nicht wahr sein, denn wenn einundzwanzig Jahre nicht hinreichen, die Trauer zu verwischen, wird sie wohl immer bleiben.

Man kam an einzelnen Spazirgängern vorüber, die den Commerzienrath freundlich und respectvoll grüßten. Auch der Wärter des Friedhofs erschien. Ehrerbietig zog er seine Ledermütze.

— Alter Freund, redete ihn der Commerzienrath an, man wird Euch den Lohn verdoppeln, wenn ihr fortfahrt das Grab meiner Frau sorgfältig zu pflegen. Spart weder Mühe noch Kosten.

— Sind der Herr Commerzienrath nicht zufrieden? fragte erstaunt der Greis.

— Ich beklage mich nicht über Euch, aber ich will nur andeuten, daß ich vielleicht lange nicht komme und nachsehe . . .

— Kümmern Sie sich nicht, mein lieber Herr; ich thue meine Schuldigkeit, auch wenn man mich nicht überwacht. So lange ich lebe, werden auf jenem Grabe die schönsten Blumen wachsen, verlassen Sie sich darauf. Und wenn Sie nicht kommen, kommt eine Andere, um nachzusehen.

— Wer?

— Fräulein Lucie.

— Meine Tochter?

— Ja, lieber Herr; das gute Fräulein sagt mir, wie und wo ich pflanzen soll, und dabei bringt sie stets die ausgesuchtesten Blumen mit. Sie war auch diesen Nachmittag schon hier.

Der Commerzienrath bestieg die elegante Equipage, die am Gitter hielt, Heinrich setzte sich neben den Kutscher auf den Bock, und der Wagen rollte davon.

— Der arme Mann kann seine Frau nicht vergessen, murmelte der Wärter, indem er weiter ging. Ach, ich erinnere mich ihrer noch — wie schön war sie, wie freundlich gegen Jedermann! Ich glaube wohl, daß er so eine Frau nicht wiederbekommt.

Der Wagen hielt vor einem großen, stattlichen Hause an dem ersten Platze der Stadt. Ueber der Thür prangte die Firma „Emil Delius“. Der Chef ging eilig durch die Comptoirs, in denen zahlreiche Commis an ihren Pulten arbeiteten. Er betrat sein Kabinet, einen elegant eingerichteten Raum. Nachdem er die eingegangenen Briefe durchgesehen, die auf seinem Büreau lagen, zog er die Glocke.

Heinrich trat ein.

— Rufe mir Herrn Mansberg!

Nach fünf Minuten trat ein junger Mann von sieben- bis achtundzwanzig Jahren ein. Otto Mansberg war eben nicht schön zu nennen, aber seine ernsten, ruhigen Züge, sein großes, dunkles Auge, aus dem der scharfe Beobachter sprach, erregten ein gewisses Interesse, das durch nähere Bekanntschaft eher gehoben als beeinträchtigt ward. Otto wußte sich schnell eine richtige Ansicht von Dingen und Verhältnissen zu verschaffen, und, gestützt auf diese Ansicht, verfolgte er sein Ziel mit der Beharrlichkeit des Insects, das auf allen Wegen sein Lager zu erreichen sucht und sich durch Hindernisse nicht abschrecken läßt. Neben einem nicht unbedeutenden Vermögen besaß er alle Republikanertugenden der armen Völker: die Zeit war ihm Geld, die Vergnügungen betrachtete er als überflüssig, und die Geduld, diese kostbarste aller Tugenden, war ihm von der Vorsehung im hohen Grade verliehen. Alle seine Handlungen wurden von genauer Berechnung geleitet und bedingt; er brachte auch wohl kleine Opfer, um große Vortheile zu erringen. War er auch noch jung, so hatte er sich doch schon zu einem tüchtigen Geschäftsmanne herangebildet; man konnte mit Recht von ihm sagen, daß er über Zahlen und Registern bleich geworden. Sein Anzug war einfach, sauber, und zeigte eine fast peinliche Ordnungsliebe. Die Männer seiner Bekanntschaft achteten ihn, und die Frauen fanden

ihn mindestens interessant, vorzüglich solche, die sich einen reichen Mann wünschten.

Der Commerzienrath hatte von Otto Mansberg die vortheilhafteste Meinung, denn er kannte die Vorzüge desselben vor allen seinen Arbeitern.

— Ich werde morgen verreisen, begann er.

Otto verneigte sich.

— Die speciellen Befehle, die Sie mir zu ertheilen haben, Herr Commerzienrath, werde ich pünktlich und gewissenhaft ausführen.

— Ich weiß das, Herr Mansberg, ich bin davon überzeugt. In dieser Ueberzeugung werde ich sechs bis acht Wochen, vielleicht noch länger, fern bleiben. Für die Dauer meiner Abwesenheit lege ich die Leitung des Geschäfts in Ihre Hände. Sie sind bereits mit hunderttausend Thalern betheiligt, — Sie kennen, wie ich, alle Unternehmungen, alle Verhältnisse — sorgen Sie, daß Alles ungestört seinen Fortgang habe. Ich ernenne Sie hiermit zu meinem Procuristen, die Bekanntmachung wird morgen erfolgen.

Otto's Augen glänzten vor Freude.

— Stellen sich neue, vortheilhafte Unternehmungen heraus, so säumen Sie nicht, darauf einzugehen, wie ich es gethan haben würde. Sie besitzen mein volles, unbedingtes Vertrauen. Ich bedarf für die Zukunft eines

Mannes, wie Sie, da ich eine größere Ausdehnung meines Bankhauses beabsichtige. Kehre ich zurück, so werden wir gemeinschaftlich einen Plan ausarbeiten.

— Herr Commerzienrath, Sie werden mich des Vertrauens würdig finden, das Sie in mich setzen! rief Otto mit bewegter Stimme.

Die Männer reichten sich die Hände.

Es schlug sieben.

Bevor der Banquier seine Commis und Arbeiter entließ, versammelte er sie in dem großen Comptoir, stellte Otto Mansberg als den interimistischen Chef vor, empfahl ihnen Gehorsam und forderte zu Fleiß, Ordnung und fortgesetzter Thätigkeit auf. Die Arbeiter, meist junge Leute, wunderten sich nicht über diese Veränderung, sie wußten ja bereits, welchen Antheil Mansberg an der Leitung gehabt und hatten großen Respect vor den Fähigkeit desselben.

— Erwarten Sie mich in meinem Kabinette, Herr Mansberg! sagte artig der Commerzienrath.

Otto begab sich in das Kabinet.

Der Commerzienrath folgte einem schon bejahrten Manne in ein angrenzendes Zimmer. Es war dies der alte Kassirer Graff, ein langjähriger, treuer Diener des Hauses, der mit seinem vierundzwänzigjährigen Sohne, Paul, die Kassengeschäfte besorgte. Der alte Mann

schickte sich an die Kasse zu verlassen, um zu seiner Familie zu gehen.

— Graff, sagte freundlich der Banquier.

— Herr Commerzienrath?

— Es hat wohl Niemand mehr Grund, sich über die Ernennung meines einstweiligen Stellvertreters zu wundern, als Sie.

— Verzeihung, lieber Herr, antwortete lächelnd der Kassirer, Sie wissen wohl, daß es mir nie einfällt, Ihre Maßnahmen zu bekritteln. Habe ich mir früher mitunter Andeutungen bei neuen Unternehmen erlaubt, so rieth mir dazu die Erfahrung . . .

— Nein, nein, das ist es nicht!

— Was meinen Sie denn, lieber Herr?

— Es ist wohl Niemand würdiger und fähiger, meine Stelle einzunehmen, als Sie.

— Herr Commerzienrath! rief abwehrend der alte Kassirer.

— Nehmen Sie die Ernennung Mansberg's nicht als eine Zurücksetzung, lieber Graff; ich habe dabei andere Dinge im Auge . . .

— Die ich achte und ehre, ohne sie zu kennen.

— Sie sind alt und grau geworden in meiner Kasse, Sie haben schon meinem Vater gedient — ich wollte Ihnen jetzt nicht eine Last, eine große Last aufbürden, da Sie der Ruhe bedürfen . . .

Graff ergriff gerührt die Hand seines Chefs.

— Lieber Herr, sagte er mit bewegter Stimme, ich erkenne Ihre Sorge für mich mit Dank an; Sie haben ja schon, um mir Erleichterung zu gewähren, meinen Sohn angestellt und zahlen ihm ein gutes Salär.

— Sie verstehen mich, Graff?

— Vollkommen, Herr Commerzienrath.

— Und so scheiden wir als Freunde.

— Du lieber Gott, es ist ja Nichts vorgefallen!

— Auf Wiedersehen denn, mein lieber Graff.

— Gott behüte Sie, mein lieber Herr Commerzienrath. Mich werden Sie stets an meinem Posten finden.

So schieden der Banquier und der Kassirer.

— Gebe der Himmel, daß Alles gut geht! dachte Graff, als er das Haus verließ. Herr Mansberg ist ein gewandter Arbeiter, ein tüchtiger Kopf; aber ich traue ihm nicht!

Zweites Kapitel.

Wir treffen den Commerzienrath mit Otto Mansberg in dem Kabinette. Beide hatten eine Stunde gearbeitet und ihre Meinungen über zunächst abzumachende Geschäfte ausgetauscht. Alles war reiflich besprochen und die Art der Correspondenz festgesetzt.

— Kommen wir jetzt auf mein Haus, sagte der Banquier. Ich habe Auftrag gegeben, daß in meiner Abwesenheit eine Restauration des Flügels stattfinde, den ich bisher zu meiner Familienwohnung benutzt habe. Maler und Tapezierer kennen meinen Plan, es bleibt Ihnen Nichts zu thun, als den Leuten kleine Vorschüsse zu gewähren und sie zur Eile anzutreiben, wenn sie säumig sein sollten. Ueber den Fortgang der Arbeiten, die unter allen Umständen vor meiner Rückkunft beendet sein müssen, erwarte ich Ihren Bericht.

— Unfehlbar, Herr Commerzienrath.

— Und nun ein Wort an Sie, Herr Mansberg.

Otto verneigte sich.

— Ich weiß, daß Ihnen meine Tochter nicht gleichgültig ist, fuhr lächelnd der Banquier fort.

Der Procurist erröthete.

— Sie wissen es, Herr Commerzienrath?

— Ja!

Otto hatte seine Fassung wiedererlangt.

— Ich habe bis jetzt nur die Hoffnung gehegt, mir die Gunst Fräulein Lucie's erwerben zu können, und bevor ich es wagte, mich an Sie zu wenden, habe ich versucht . . .

— Sie sind ein kühner Geschäftsmann, aber ein verzagter Liebhaber.

— Verzeihung, wie haben Sie erfahren, was noch ein Geheimniß ist?

— Alle Liebende sind Dichter, und Sie haben gedichtet — auf diesem Couverte stehen die Wünsche Ihres Herzens ausgesprochen — ich fand es vor einem Monate und habe es aufbewahrt. Seit dieser Zeit habe ich Sie beobachtet. Sie sind nicht mehr derselbe . . .

— Mein Herr!

— Sonst waren Sie heiter, schlossen sich Ihren Freunden an zu Vergnügungspartieen; jetzt begraben Sie sich in Geschäften — ich kenne den Grund und billige ihn.

einen Handkuß. Wie schön war die einundzwanzigjährige Jungfrau! Sie hatte zwar ein bleiches, aber nicht krankhaftes Gesicht; die zarte Blässe der regelmäßigen, feinen Züge kontrastirte wunderbar mit den großen, himmelblauen Augen und dem kastanienbraunen, vollen Haare, das sich über der schönen, mattweißen Stirn zu einem Wellenscheitel und auf dem Haupte zu einem schweren Flechtenkranze formte, der durch ein breites schwarzes Band zusammengehalten ward. Durch die frische Purpurröthe der fein geschweiften Lippen schimmerten zwei Reihen glänzend weißer Perlenzähne. Das liebliche Köpfchen wiegte sich auf einem schlanken Halse. Der jugendlich elastische Oberkörper repräsentirte die vollendetste weibliche Büste. Lucie war schlank gewachsen; ihre Taille war schmächtig bis zum Umspannen — aber ihre übrigen Formen schwellte jugendliche Kraft bis zu einem gewissen Grade von Ueppigkeit.

Der Vater beobachtete bei Tische ein ruhiges Benehmen; er theilte im Laufe des einsilbigen Gesprächs der Tochter die Reise mit, als ob sie die gleichgültigste Angelegenheit von der Welt sei.

— Wann wollen Sie Ihre Reise antreten, Vater? fragte Lucie.

— Morgen früh sieben Uhr.

Das junge Mädchen war sichtlich überrascht.

— Morgen schon?

— Meine Vorbereitungen sind schon getroffen; ich werde sechs bis acht Wochen fern bleiben.

Nun eröffnete er ihr auch die Umgestaltung des Hauses, das, wie er meinte, in diesem Zustande nicht bleiben könne; er fügte hinzu, daß die Zimmer des ersten Stocks, in welchem sich auch das Lucie's befand, später eine Umwandlung erleiden würden. Nachdem er die häuslichen Angelegenheiten besprochen und geordnet, entfernte er sich, der Tochter, wie jeden Abend, flüchtig die Stirn küssend. Es lag in diesem Abschiede wie in dem ganzen Benehmen des Commerzienraths ein Ernst, der an Gleichgültigkeit und Kälte streifte. Hatte er keine Liebe zu seiner einzigen Tochter? Hatte sich Lucie eines Vergehens schuldig gemacht, das der strenge Vater durch Zurückhaltung bestrafen wollte? Die Beantwortung dieser Frage wird der Verfolg unserer Erzählung geben.

Am nächsten Morgen fuhr der Banquier in seinem eleganten Wagen zur Eisenbahn, als ob er eine kleine Geschäftsreise anträte. Nichts deutete eine lange Entfernung von Haus und Familie an. Lucie stand am Fenster und sah betrübt dem Wagen nach. Heinrich, der alte Diener, der seinen Herrn begleitete, lächelte ihr wehmüthig einen Abschiedsgruß zu.

— Es wäre thöricht, wollte ich mich länger einer

Täuschung hingeben, dachte Lucie mit einem schmerzlichen Gefühle. Das Herz des Vaters hat sich mir entfremdet, und es wird sich mir so leicht nicht wieder zuwenden. Bestätigt sich der Grund, den ich vermuthe — dann wehe mir, ich kann Nichts thun, als den armen Vater und mich beklagen!

Sie weinte still vor sich hin, während sie durch das Zimmer ging. Ein Entschluß schien in ihr zur Reife gediehen zu sein. Sie zog die Glocke. Eine bejahrte Frau, sauber und anständig gekleidet, trat ein. Es war Frau Weiß, die Amme des jungen Mädchens, die den Dienst der Wirthschafterin und Kammerfrau versah, von Lucie aber wie eine Freundin geachtet und behandelt ward.

— Sie haben schon wieder geweint, mein liebes Fräulein? rief sie verwundert aus. Du lieber Gott, der Herr Commerzienrath bleibt zwar ein wenig lange aus, länger als er je geblieben; aber er wird schon wiederkommen.

— Anne, hilf mir beim Aufkleiden.

— Schon so früh?

— Der Morgen ist so schön, ich will einen Spazirgang machen.

— Allein? das würde sich nicht schicken.

— Du kannst mich ja nicht begleiten, da die Wirth=

schaft Deine Anwesenheit erfordert — und ich muß in die frische Luft, denn mich plagt ein heftiger Kopfschmerz.

— Gehen Sie mit Gott, mein liebes Fräulein. Ich werde Hut und Shawl holen.

Anne verließ eilig das Zimmer. Sie lief die Treppe hinab und ging in die Comptoirs, die ein Diener reinigte. Die Commis waren noch nicht erschienen, da um acht Uhr die Arbeitszeit erst begann. Anne wußte genau Bescheid; sie trat in ein Zimmer, in dem sie Otto Mansberg antraf.

— Ich dachte es mir! flüsterte sie. Schon bei der Arbeit! Einen solchen Fleiß muß man loben. Der Lohn, mein junger Herr, folgt auf dem Fuße.

— Was meinen Sie, liebe Frau Weiß?

Otto nannte die Wirthschafterin nicht Anne, sie stand hoch angeschrieben bei ihm.

— Ich meine, daß Sie jetzt das Fräulein sprechen können.

— Wo?

— Lucie macht jetzt Toilette zu einem Morgenspaziergange.

— Wohin geht sie?

— Sie hat es mir nicht gesagt, aber ich wette, daß sie das Grab der Mutter besucht. Ein Stündchen können Sie abkommen — beeilen Sie sich; das Fräulein muß

Sie zufällig dort treffen. Haben Sie einmal den Anfang gemacht, so wird sich das Ende schon finden.

— Gute Frau Weiß!

— Ich werde das Meinige redlich dazu beitragen, verlassen Sie sich darauf.

— Und ich werde Ihnen danken, wie ein Sohn der Mutter!

— Es ist gut. Viel Glück, mein lieber junger Herr!

Die Alte entschlüpfte durch die Thür und trat bald darauf mit Hut und Shawl in das Zimmer Lucie's.

— Sie haben Recht, sagte sie; der Morgen ist prachtvoll. Gehen Sie ein Stündchen vor das Thor, und Sie werden ohne Kopfschmerz heimkehren. Ich kenne den Kopfschmerz, er ist eine schreckliche Plage. Man hat weder Lust zu reden, noch Etwas zu thun; die ganze Welt ist einem zum Ueberdruß. So, nun sind Sie fertig — viel Vergnügen!

Der feine italienische Strohhut, mit blauen Kornblumen geschmückt, stand dem jungen Mädchen reizend. Der weiße Shawl schloß sich eng den runden Schultern an und zeichnete die eleganten Körperformen deutlich ab. Ihre kleine Hand hielt spielend den zierlichen Sonnenschirm von blauer Seide. So entfernte sie sich und ging wirklich den Weg nach dem Friedhofe, den sie bald

erreichte. Mit dem Schlüssel, den sie von Heinrich erhalten, öffnete sie das Gitter. An dem Rasenhügel kniete sie nieder und betete einige Augenblicke still vor sich hin.

— Mutter, Mutter, schloß sie ihr Gebet, wache über mich, wache über dein unschuldiges Kind! Du siehst meine Leiden, du kennst mein Herz, früh Verklärte; ach, gieb mir Kraft, die Ungunst des Vaters, der durch deinen Verlust leidet, ruhig zu tragen!

Sie neigte ihr Haupt und weinte lange und still vor sich hin. Endlich erhob sie sich, und trocknete ihre Thränen. Verwundert bemerkte sie jetzt den frischen Lorbeerkranz, der das Kreuz schmückte.

— Was ist das? dachte sie. Wer hat das Kreuz mit diesem Kranze geschmückt?

Hinter ihr ließen sich Schritte vernehmen. Als sie sich wandte erblickte sie Otto Mansberg, der grüßend in das Gitter trat. Der junge Mann war befangen — Lucie war verwirrt.

— Sie hier, Herr Mansberg? fragte sie leise.

— Ich genüge dem Auftrage Ihres Vaters, wenn ich mich der Ueberwachung des Plätzchens unterziehe, das meinem guten Herrn heilig ist. Diese Sorge ist mir eine um so angenehmere Pflicht, da ich sie, wie es scheint, mit Ihnen theile.

Lucie glaubte die Hand erkannt zu haben, welche

das Kreuz geschmückt. Der Gedanke, der Vater habe nicht ihr, sondern dem fremden jungen Manne die Sorge für das Grab übertragen, erregte ihren Schmerz von Neuem; aber gewaltsam suchte sie ihre Gemüthsverfassung zu verbergen.

— Es ist Alles in Ordnung, sagte sie erröthend. Der Gärtner hat bereits die Blumen begossen und frischen Sand gestreut.

Otto trat zurück; Lucie folgte ihm und schloß die Thür. Beide gingen schweigend durch die schmalen Wege zwischen den Gräbern. Die Vögel sangen lustig in den Thränenweiden und Buchen, welche freundlich das Feld des Todes beschatteten. Der Sommermorgen ergoß seine ganze Pracht über die duftende Erde, in derem Schooße die Verwesung ihr trauriges Reich verwaltete.

— Andere Spazirgänger erschienen, von denen zwei alte Damen die Tochter des Banquiers mit besonderer Aufmerksamkeit grüßten.

— Das ist wunderbar! meinte die Eine dieser Damen.

— Was, Madame Graff?

Madame Graff war die Gattin des Kassirers in dem Bankhause des Commerzienraths.

— Je älter Lucie wird, je ähnlicher wird sie ihrer verstorbenen Mutter, sie hat nicht nur die Züge, das

Haar und die Augen, sondern auch den schlanken Wuchs und den leichten Gang derselben. Die verstorbene Madame Delius war die schönste und eleganteste Dame in der Stadt. Ach, die gute Frau wird mir ewig unvergeßlich bleiben! So oft ich die Tochter sehe, so oft tritt sie mir lebhaft vor die Seele. Ach, meine liebe Madame Grün, das war eine vortreffliche Dame; sie verdient das kostbare Monument, das man ihr gesetzt hat.

— Sie haben sie also näher gekannt? fragte Madame Grün.

— Mein Mann ist seit lange Cassirer bei dem Commerzienrathe.

— Ich weiß es.

— Und da erfährt man denn so Manches. Es ist Ihnen wohl bekannt, daß auch mein Sohn Paul in der Kasse angestellt ist? Wir sind, ich möchte sagen, verwachsen mit dem Bankhause.

— Eins ist mir unbegreiflich, sagte Madame Grün, indem sie den Spazirgang fortsetzte.

— Was, liebe Freundin?

— Lucie hat ihre Mutter nie gekannt.

— Weil Madame Delius acht Tage nach der Geburt ihrer Tochter starb.

— Das ist bekannt. Wie kommt es nun, daß Lucie fast täglich das Grab der Mutter besucht; man sieht sie

jetzt noch, nach einundzwanzig Jahren, so oft man den Friedhof betritt. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn das hübsche Mädchen nicht ein verweintes Gesicht gehabt hätte. Neulich sah ich sie betend am Grabhügel, der in kurzer Entfernung von dem meines seligen Mannes ist. Ich habe fünfzehn Jahre in glücklicher Ehe mit dem guten Alten gelebt, habe ihn recht lieb gehabt; aber jetzt, da er zwei Jahre todt ist, könnte ich um ihn nicht so schluchzen, wie Lucie um die Mutter, die sie nie gekannt hat. Wer das nicht weiß, möchte glauben, das arme Mädchen habe vor acht Tagen erst die zärtlichste Mutter begraben.

Madame Graff lächelte, wie eine Frau, die den Schlüssel zu einem wichtigen Geheimnisse besitzt.

— Können Sie schweigen, verehrte Freundin? fragte sie dann mit ernster Miene.

— Nun, Sie kennen meine Discretion, wenn sie gefordert wird.

— So hören Sie denn: die Tochter des Commerzienraths ist überspannt, ist geisteskrank.

— Nicht möglich! rief erstaunt Madame Grün. Aber es muß wohl so etwas sein . . .

— Deshalb muß sie auch der erste Commis, Herr Mansberg begleiten. Man kann sie nicht mehr sich selbst überlassen. Ihre Geisteskrankheit ist eigener Natur, man

nennt sie Monomanie. Ach, es ist jammerschade um das reizende Geschöpf. Lucie zieht sich von jedem Umgange zurück, es kann sich keine junge Dame rühmen, ihre intime Freundin zu sein; aber wer sich mit ihr, wenn auch nur kurze Zeit, unterhalten hat, ist entzückt über ihre Bildung, ihren Verstand und Geist. Sie spricht über Alles wie ein Buch; nur wenn die Rede auf ihre selige Mutter kommt, verwirrt sich ihr Geist, sie wird schwermüthig, spricht unzusammenhängend und bricht endlich in Thränen aus. Wer sie in solchen Augenblicken sieht, muß annehmen, daß sie die Mutter lange gekannt habe und daß sie durch den Tod derselben einen schweren Verlust erleide. Die arme Frau Weiß hat oft ihre liebe Noth mit ihr. Nun ist Lucie die einzige Tochter des Commerzienraths — der Mann besitzt ein großes Vermögen, aber er ist sehr zu beklagen. So glücklich er als Geschäftsmann ist, so unglücklich ist er als Familienvater. Wenn er das Ebenbild seiner verstorbenen Frau sieht, muß ihm wohl das Herz zerspringen. Sehen Sie, dort an dem Kreuze hängt ein frischer Kranz — das arme Mädchen hat ihn gebracht. Ihr kranker Geist ist stets mit der Todten beschäftigt, darum tritt sie mit den Lebenden so wenig in Berührung. Ihre Krankheit nimmt mit der Zeit zu; wir erleben noch, daß der arme Vater sein Kind in das Irrenhaus bringen muß.

— Das wäre ja fürchterlich! rief Madame Grün. Der Commerzienrath ist ein Mann in seinen besten Jahren . . .

— Er hat sich früh verheirathet, fuhr die redselige Madame Graff fort. Ach, war das ein schönes Paar! Die halbe Stadt drängte sich in die Kirche, um die Brautleute vor dem Altare zu sehen. Man prophezeiete ihnen ein großes Glück und das mit Recht, denn Braut und Bräutigam waren schön, gut und reich — die Gattin brachte dem Gatten hunderfünfzigtausend Thaler zu —

— Mein Gott! rief staunend die Wittwe.

— Und dabei liebten sie sich zärtlich wie die Tauben. Aber leider sollte dieses Glück nicht lange dauern. Die arme Frau starb, nachdem sie ihrem Manne jene Tochter geschenkt. Herr Delius soll vor Schmerz gerast haben. Wie mir mein Mann erzählte, hat man den unglücklichen Wittwer mit Gewalt von der Leiche trennen müssen.

— Seit zwanzig Jahren ist er Wittwer geblieben?

— Er war sechsundzwanzig Jahre, als er sich verheirathete — jetzt muß er sechsundvierzig alt sein.

— Das nenne ich eine seltene Beharrlichkeit in der Treue.

— Ja, wahrlich!

— Der Commerzienrath könnte sich immer noch verheirathen.

— Gewiß, er ist ein hübscher Mann in seinen besten Jahren.

— Man sollte auch das Mädchen unter die Haube bringen; die Ehe wird die Monomanie, oder wie man sonst die Krankheit nennt, schon heilen.

— Sie haben Recht! sagte Madame Graff. Wer weiß, was geschieht? Die Begleitung des Herrn Mansberg, der in dem Comptoir Alles gilt, ist mir aufgefallen.

— Hat Ihr Mann noch Nichts bemerkt? fragte die Wittwe.

— Mein Mann, mein Mann! Er wird wohl darum wissen, denn er weiß Alles, was in dem Hause vorgeht, weil Herr Delius ihn stets zu Rathe zieht. Aber dem muß ich Alles abfragen, wie ein Schulmeister und wenn er nicht Lust hat, öffnet er auch den Mund noch nicht. Sehen Sie, meine liebe Madame Grün, das fürchterliche Schweigen meines Mannes ist mein Hauskreuz — mitunter sitzt er stundenlang wie eine Bildsäule; es ist kein Wort von ihm herauszubringen, und wenn ich mir den Kinnbackenkrampf frage. Wie lange arbeite ich nun daran, ihn zum Ablegen dieses Fehlers zu bewegen — es ist Alles umsonst. Aber, mein lieber Himmel, wen sehe ich dort zwischen den Büschen?

— Meinen Sie den jungen Mann?

— Ja.



Madame Graff zog rasch ihre Brille hervor und setzte sie auf die Nase. Nun beobachtete sie den jungen Mann, der an dem Monumentgitter der Madame Delius stand, und sinnend die Blumen auf dem Grabe betrachtete.

— Ich habe ihn mehr als ein Mal hier gesehen! flüsterte Madame Grün. In der Regel Morgens früh oder Abends spät. Sie wissen doch, daß ich das Grab meines Mannes selbst begieße.

— Diesen jungen Menschen haben Sie gesehen? fragte leise, aber betonend, die Frau des Kassirers.

— Verlassen Sie sich darauf; ich erkenne ihn deutlich wieder.

— Das ist ja mein Sohn Paul!

— Er scheint die Monomanie Fräulein Lucie's zu theilen. Mitunter pflückt er sich ein Blatt oder eine Blume ab, steckt sie an seine Brust und geht. Also dieser Schwärmer ist Ihr Sohn?

In diesem Augenblicke schlug die Uhr auf dem Thurme der zwischen den Gebüschen versteckten Friedhofskapelle acht. Paul, der die Nähe der beiden Frauen nicht bemerkt hatte, raffte sich zusammen, pflückte eine Blume, die er an seiner Brust befestigte, und ging. Als er in den Weg trat, stand er seiner Mutter gegenüber. Ueberrascht zog er den Hut. Paul war ein hübscher, junger

Mann von drei, bis vierundzwanzig Jahren. Der feine Filzhut bedeckte einen braunen Lockenkopf. Seine Toilette war schlicht, sauber und geschmackvoll.

— Paul, um des Himmels willen, du phantasirst zwischen den Gräbern, als ob Du einen Verlust zu beklagen hättest!

— Liebe Mutter, der schöne Morgen, der Zufall ...

— Morgen! Zufall! rief Madame Graff, indem sie ihrem Sohne die Schleife der Crawatte zurechtlegte. Seit wann bist Du denn Schwärmer geworden?

Paul erröthete bis an die Stirn.

— Nennen Sie eine Frühpromenade Schwärmerei? fragte er mit einem erzwungenen Lächeln, das seine Verwirrung verbergen sollte.

— Und die Blume im Knopfloche, die man von den Gräbern pflückt — soll sie etwa in dem Comptoir duften?

— Verzeihung, liebe Mutter, das Comptoir ruft — es hat bereits acht Uhr geschlagen. Der Vater hat viel zu thun — der Commerzienrath ist verreis't ...

— Wie? der Commerzienrath ist verreist?

— Diesen Morgen. Auf Wiedersehen, liebe Mutter, die Pflicht ruft.

Paul eilte durch den Gang und verschwand hinter den Büschen.

— Nicht übel! sagte kopfschüttelnd die Mutter, indem

sie ihre Brille in die Tasche von braunem Plüsch steckte. Da erfährt man im Vorbeigehen, daß der Commerzienrath verreist ist. Ich möchte nur wissen, zu welchem Zwecke unser Herrgott meinem Manne den Mund gegeben hat. Wenn er die Lippen nicht zum Essen und Trinken öffnen müßte, ich glaube, er brauchte sie gar nicht. War denn Ihr Seliger auch so ein fischartiges Geschöpf?

— Nein; er aß gern, trank noch lieber und schwatzte wie ein Volksredner im Jahre 1848.

Nach diesen Worten nahm Madame Grün eine kleine glänzende Gießkanne aus ihrer umfangreichen Mantille von schwarzem Taffet hervor, schöpfte aus einem der niedlichen Steinbassins Wasser und begann die Blumen auf dem Grabe ihres Mannes zu begießen. Madame Graff, die von dem raschen Sprechen angegriffen war, setzte sich auf eine Bank und gab sich dem Verdrusse über ihren schweigsamen Mann hin.

Drittes Kapitel.

Sechs Wochen sind verflossen.

In dem Hause des Commerzienraths war eine völlige Umwandlung vorgegangen. In dem Flügel, in dem die Comptoirs lagen, herrschte eine rührige Thätigkeit; Otto Mansberg hielt wie ein ruheloser Geist die Geschäftsmaschine im ununterbrochenen Gange. In dem entgegengesetzten Flügel, den die Familie bewohnte, war es still. Die prachtvoll eingerichteten Räume des Parterre's harrten nur der Bewohner zur vollständigen Verherrlichung. Schien es doch, als ob sie den Schmuck angelegt hätten, um ein Fest zu feiern. Alles glänzte, Alles strahlte und duftete. In jedem Fenster, in jeder Nische prangten kostbare Blumen und Gewächse, die der Gärtner auf Otto's Befehl herbeigeschafft hatte. Vergebens fragte man nach dem Zwecke dieser fürstlichen Einrichtung, da man die Sparsamkeit und das eingezogene Leben des Commerzienraths kannte. Selbst das Sterbegemach seiner Frau,

das er einundzwanzig Jahre heilig gehalten, in dem kein Geräth verrückt werden durfte, war zu einem reizenden Boudoir umgeschaffen, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen. Die alten Möbel hatte man in den sogenannten Comptoirflügel geschafft, um den neuen, glänzenden Platz zu machen. Das Aeußere des Hauses war geblieben, wie es gewesen.

Lucie lebte still und eingezogen in den unveränderten Zimmern des ersten Stocks.

Otto Mansberg besaß, wie wir wissen, unbeschränkte Vollmacht; er hatte in der kurzen Zeit seines Wirkens die Operationen des ihm anvertrauten Bankhauses bis zur äußersten Grenze ausgedehnt, so daß der alte Kassirer oft bedenklich den Kopf schüttelte. Einige Speculationen waren bereits eingeschlagen; der Erfolg der meisten aber, und dazu zählten die größern und kühnen, mußte noch abgewartet werden. Die eiserne Ruhe und rastlose Thätigkeit des jungen Geschäftsführers imponirten den ältern Comptoirdienern; Niemand wagte es, ihm Vorsicht anzuempfehlen, zumal da Jeder den Scharfsinn bewundern mußte, mit dem er sein Calcül aufstellte. Aber was hilft aller Scharfsinn, hatte der Kassirer seinen Collegen oft heimlich gesagt, wenn das Glück nicht günstig ist? Herr Mansberg rechnet stets auf das Glück und fürchtet nie das Unglück. Ein widriger Zufall zertrümmert oft die

bestausgesonnenen Plane; das Risico ist für unser Haus, wie es bisher bestanden, zu groß. Ich möchte die Verantwortung nicht auf mich nehmen. Nun, der Herr Commerzienrath wird wohl wissen, wem er das Steuerruder in die Hand gegeben hat.

So blieb das Geschäft ruhig in dem Gange, den ihm der neue Chef angewiesen. Es schien fast, als ob der Commerzienrath absichtlich verreist sei, um auf die Operationen des kühnen Mansberg nicht einzuwirken.

Um diese Zeit kam Lucie eines Abends von dem Friedhofe zurück, den sie jetzt mehr als sonst zu besuchen pflegte. Nachdenkend saß sie in dem Sessel, als Anne in das Zimmer trat.

— Was ist denn das wieder? rief die Alte halb mitleidig, halb vorwurfsvoll.

Lucie blickte auf; ihre schönen Augen waren noch thränenfeucht. Sie lächelte, als sie die Alte erblickte, die mit gefalteten Händen vor ihr stand.

— Lucie, Lucie, Sie sind wieder am Grabe der Mutter gewesen, sagte Anne, indem sie das greise Haupt schüttelte. Wollen Sie denn nie auf die Ermahnungen Ihrer mütterlichen Freundin hören? Der Friedhof erregt traurige Gedanken; Sie sind jung, Sie müssen sich des Lebens freuen. Mein liebes Kind, zwingen Sie mich nicht, Ihnen die Spazirgänge vorzuschreiben und

Sie zu begleiten, denn es ist meine Pflicht, Ihren Geist von Gegenständen abzulenken, die zur Melancholie stimmen. Was wird Ihr Vater sagen, wenn er bei seiner Rückkehr findet, daß der traurige Zustand Ihrer Gemüthsverfassung sich noch verschlimmert hat?

— Mein Vater! seufzte Lucie.

— Ja, Ihr guter Vater!

— Sind Nachrichten von ihm eingegangen? fragte sie rasch.

— Leider nein. Aber beruhigen Sie sich nur, vielleicht kann Ihnen Herr Mansberg Mittheilungen machen — er läßt Sie um eine Unterredung bitten.

Die schmerzlich freundlichen Züge Lucie's verfinsterten sich; sie sah die treue Dienerin unschlüssig an.

— Herr Mansberg! flüsterte sie dann, als ob dieser Name ihr Schrecken einjagte.

Die alte Anne setzte sich auf die gepolsterte Fußbank, die zur Seite des jungen Mädchens stand.

— Lucie, ich muß einmal ein ernstes Wort zu Ihnen reden, begann sie in einem milden Tone, indem sie die rechte Hand derselben ergriff. Ich bin Ihre zweite Mutter, habe Sie an meiner Brust ernährt, habe Sie in Ihren Kinderjahren geleitet und überwacht — mein liebes Kind, gilt Ihnen denn die alte Anne gar nichts mehr?

Die Tochter des Banquiers sah ihre Pflegerin verwundert an.

— Gute Anne, fragte sie nach einer Pause, wie kommst Du denn auf diesen Gedanken?

— Der Gedanke ist sehr natürlich.

— Ich begreife Dich nicht, Anne.

— In Ihnen geht Etwas vor, das Sie mir zu verbergen bemüht sind.

Lucie ward verlegen.

— Nein! Nein! rief sie.

— Und dennoch. Ich habe es längst bemerkt, aber ich habe geschwiegen, weil ich in der Hoffnung lebte, Sie würden sich mir unaufgefordert mittheilen, und dies wäre ein Beweis des Vertrauens gewesen, das ich wohl um Sie verdiene. Statt dessen aber verschließen Sie Ihre Brust, antworten auf meine Fragen, die ich aus Besorgniß an Sie richte, mit Thränen und einem seltsamen Lächeln, und erschweren und verkümmern mir die Stellung, mit der mich Ihr Herr Vater betraut hat. Muß ich Ihnen denn wiederholen, daß ich dem Herrn Commerzienrathe zu großem Danke verpflichtet bin? Heute sind es einundzwanzig Jahre, daß ich meinen guten Mann verlor — acht Tage später starb mir mein einziges, liebes Kind — da stand ich verlassen und elend in der Welt; mein Bruder, der Friedhofswärter, hatte mit seiner großen

Familie weder zu beißen noch zu brocken — was sollte die arme Wittwe nun beginnen? Der Doctor Fabrici führte mich in dieses Haus, ich ward Ihre Amme, und mein Glück war gemacht. Leider starb Ihre gute Mutter . . .

— Anne, rief Lucie mit zitternder Stimme, Du hast sie gesehen, Du hast sie gesprochen — erzähle doch von ihr!

Das ganze Wesen der jungen Dame schien umgewandelt zu sein; die leuchtenden Blicke und der wogende Busen verriethen eine stürmische innere Aufregung. Sie sprang plötzlich auf und warf sich ihrer Amme in die Arme.

— Eine neue Erscheinung! dachte schmerzlich betrübt die gute Frau. So habe ich sie noch nie gesehen! Wenn der Arzt Recht hätte — es wäre traurig! Mein Gott, kehrte doch der Commerzienrath erst zurück.

— Anne, begann Lucie schmeichelnd, wir sind allein, kein Mensch hört uns — erzähle mir jetzt von meiner Mutter. Wenn ich früher den Vater darum bat, wies er mich mit ernstem Gesichte, fast barsch ab.

— Mein liebes Kind, ich kann Ihnen Nichts mehr erzählen — Sie wissen ja Alles!

— O nein, Du hast mir noch Manches verschwiegen.

— Was zum Beispiel? fragte gespannt die Alte, indem sie das junge Mädchen sanft in den Sessel zurückdrängte.

Lucie saß einige Augenblicke unbeweglich. Dann preßte sie beide Hände auf den wogenden Busen und flüsterte mit Anstrengung:

— Schon seit Jahren habe ich eine Frage an Dich richten wollen, liebe Anne, deren offene Beantwortung mir von großer Wichtigkeit ist, so kindisch sie Dir auch erscheinen muß. Aber so oft ich die Lippen öffnen wollte, um sie auszusprechen, so oft erstarb mir unerklärlicher Weise das Wort auf der Zunge.

— Mein liebes Kind, mir gegenüber sind Sie befangen? rief lächelnd die Alte, die nun hinter das Geheimniß zu kommen hoffte.

— Nimm es nicht für Mangel an Vertrauen . . .

— Und dennoch; Furcht vor Ihrer Amme kann Sie doch nicht abhalten.

— Lassen wir das! Lassen wir das! flüsterte Lucie ernst. Ich hoffte, daß ich doch einmal erfahren würde, wonach ich nicht zu fragen wagte; aber so viel Du mir auch von meiner Mutter erzähltest, diesen Punkt, so natürlich er auch ist, hast Du nie berührt. Fast schien es mir, als ob Du ihn absichtlich verschwiegest. Diese Annahme, mag sie nun auch irrig sein, bestimmte mich

größtentheils, die Frage zu unterdrücken. Jetzt aber kann ich es nicht mehr . . .

— Sie machen mich sehr neugierig. Fragen Sie offen, liebes Kind, ich werde offen antworten — vorausgesetzt, daß ich es kann.

— O, du kannst es, Anne!

— Nun so fragen Sie doch endlich! bat dringend die Alte.

Lucie senkte die Augen und flüsterte:

— Schon früher hörte ich einmal von einer Dame sagen, ich habe große Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Mutter — ist das wahr?

Anne lächelte ruhig, ergriff Lucie's Hand, und antwortete:

— Sie sind jetzt verständig genug, um das Betragen, das ich in dieser Beziehung beobachtete, zu würdigen. Von allen Seiten ward Ihnen gesagt, und ich selbst habe es oft wiederholt, daß Ihre Mutter eine engelschöne Frau gewesen sei. Durfte ich Ihnen nun mittheilen, daß Sie das Abbild der Verstorbenen, daß Sie die Doppelgängerin derselben sind, ohne Sie eitel zu machen? Ja, Lucie, jetzt stehen Sie in dem Alter Ihrer Mutter, als sie starb, und Sie sind ihr zum Sprechen ähnlich. Die Dame, die Ihnen dies gesagt, hat Ihnen nicht etwa geschmeichelt. Sie sind auch gut, wie Ihre Mutter, mein

Kind; aber nicht so verständig, als sie. Madame Delius war eine lebenslustige, junge Dame, die scherzte und lachte — Sie sind melancholisch, einsilbig, fast möchte ich sagen, mürrisch. Ach, wie oft hat sie Ihrem Vater die Geschäftssorgen durch ihre heitere Laune vertrieben; selbst als sie im Sterben lag, versuchte sie noch tröstend zu lächeln. Nehmen Sie sich Ihre Mutter zum Vorbilde, werden Sie ihr ganz ähnlich, und Ihr Vater kann sich über Sie ferner nicht beklagen.

— Also doch! flüsterte Lucie unwillkürlich. Und er liebt mich nicht! fügte sie im Uebermaaße eines Schmerzes hinzu, der plötzlich ihre Brust zusammenpreßte.

Sie wandte sich ab, und begann still zu weinen.

— Was ist denn das? fragte sich Anne, indem sie still das weinende Mädchen betrachtete. Sie spricht von Liebe — hier liegt ein Herzensgeheimniß zum Grunde, das ich kennen lernen muß.

Lucie trocknete ihre Thränen, indem sie sagte:

— Du hast Recht, Anne, ich muß meiner Mutter ganz ähnlich werden, und darum werde ich mich bemühen, heiter zu sein, wie sie — werde die Melancholie verbannen, wenn sie sich meiner bemächtigt, und ein heiteres Gesicht zeigen. Hat er sich denn über mich beklagt?

— Wer?

— Du sprachst von meinem Vater.

— Ah, Ihr Vater!

— Sei offen, gute Anne.

— Nun, man kann es eben nicht beklagen nennen.

— Was hat er denn geäußert?

— Aber ein Vater ist doch um sein einziges Kind besorgt, wenn er sieht, daß es leidet. Und Sie leiden, Lucie; es entgeht mir nicht, wenn Sie es auch zu verbergen suchen. Mein Gott, über dem Geplauder hätte ich bald das Wichtigste vergessen. Herr Mansberg läßt Sie um eine Unterredung bitten.

Lucie ward plötzlich sehr ernst.

— Da ist die Melancholie schon wieder! rief Anne. Was haben Sie mir denn so eben versprochen? Herrn Mansberg dürfen Sie nicht abweisen, und wenn die Melancholie Sie mit tausend Armen umfangen hält. Lächeln Sie, wie Ihre Mutter. Was soll ich dem Geschäftsführer Ihrers Vaters sagen? Ueberlegen Sie nicht, denn er hat, wie er mir sagte, Ihnen wichtige Mittheilungen von Seiten Ihres Vaters zu machen. Herr Mansberg ist ein hübscher, junger Mann, thätig und rastlos wie eine Biene. Wenn ihm der Vater vertraut, wenn er ihm das ganze Geschäft in die Hand giebt, darf die Tochter nicht zurückhaltend sein, wie einem Fremden gegenüber. Geben Sie sich die kleine Mühe, ihn näher kennen zu lernen, und Sie werden ihn schätzen,

wie wir — das heißt der Vater, ich und das ganze Haus. Und, unter uns gesagt, Lucie — aber so sehen Sie mich doch an — so ist es recht! Also, unter uns gesagt — Sie machen Ihrem Vater eine große Freude.

— Womit?

— Wenn Sie jetzt freundlich Herrn Mansberg empfangen und ihn später nicht so fern von sich halten. Der gute Herr schließt Sie in die Arme, küßt Sie, wenn er erfährt, daß . . . doch ich habe schon genug gesagt. Soll Herr Mansberg kommen?

— Ich gehorche, wenn es mein Vater will! antwortete Lucie in einem Tone, der deutlich ihre Resignation verrieth.

Anne verließ rasch das Zimmer. Einige Minuten später brachte sie Licht.

— Ich habe zu ihm geschickt; er wird gleich kommen! sagte sie lächelnd. Nun denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe.

Viertes Kapitel.

Kaum hatte sich die alte Anne, geheimnißvoll lächelnd, entfernt, als sich ein Klopfen an der Thür vernehmen ließ. Lucie stand in der Mitte des Zimmers; sie forderte mit gepreßter Stimme zum Eintreten auf. Otto Mansberg erschien auf der Schwelle. Ruhig trat er ein und verneigte sich mit jener Gemessenheit, die alle seine Handlungen charakterisirte. Dem scharfen Beobachter würde es indeß nicht entgangen sein, daß ihm das Bestreben, gemessen zu erscheinen, in diesem Augenblicke ein wenig Mühe machte. Bei dem Erblicken der reizenden Gestalt Lucie's fühlte er eine Befangenheit, die ihm sonst fremd war. Ein kaum merkliches Roth schattirte seine bleichen Wangen. Die Oberlippe unter dem feinen schwarzen Bärtchen zuckte ein wenig.

Lucie verneigte sich mit der ihr angeborenen Grazie und Liebenswürdigkeit.

— Es ist ein Brief von Ihrem Herrn Vater ein=

gegangen, mein Fräulein, begann der Procurist mit ein wenig unsicherer Stimme.

— Ich bitte, nehmen Sie Platz, mein Herr! sagte Lucie sehr artig, aber kalt.

Sie deutete auf einen Sessel. Otto Mansberg führte die junge Dame mit dem Anstande eines Cavaliers zu dem Sopha, dann ließ er sich, nachdem Lucie Platz genommen, nieder. Man sieht, der Procurist besaß einen Takt, den man bei Geschäftsleuten, wenn sie mit Damen umgehen, nicht immer findet. Und dabei waren seine Bewegungen ungezwungen, edel.

— Wo ist mein Vater? fragte Lucie. Was schreibt er Ihnen?

Sie verbarg unter der Hast, mit der sie diese Worte sprach, eine qualvolle Seelenangst, die sich ihrer bei der Berührung der kalten Hand des jungen Mannes bemächtigt. Wäre es möglich gewesen, sie hätte Anne zurückgerufen, um mit Otto Mansberg nicht allein zu bleiben. Es war nicht schwer, die Absicht der alten Amme zu errathen.

— Ihr Herr Vater, mein liebes Fräulein, befindet sich in Frankfurt.

— In Frankfurt, bei seinem Bruder?

Kaum hatte sie diese Frage ausgesprochen, die ihr die Verwirrung entrissen, als sie erbleichte; sie begriff zu spät,



daß sie dadurch ihre Stellung zu dem Vater verrathen. Die Tochter wußte nicht einmal, wohin der Vater gereist war.

Otto Mansberg verbarg sein Erstaunen über diese Wahrnahme.

— Bei dem Bruder, antwortete er ruhig. Wie der Herr Commerzienrath schreibt, geht Alles, wie er es nur wünschen kann. Sein letzter Brief, den ich vor einer Stunde erhielt, bringt Nachrichten, die für mich interessant, für Sie aber von großer Wichtigkeit sind.

— Hat mein Vater nicht einige Zeilen für mich beigelegt? fragte Lucie mit gepreßter Stimme.

— Nein; aber er hat mich beauftragt, Ihnen Alles mitzutheilen, was nicht geschäftlicher Natur ist. Zu diesem Zwecke, fügte Otto scheinbar ruhig hinzu, habe ich mir erlaubt, Sie um eine Unterredung bitten zu lassen.

Lucie hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Die Hoffnung auf einen Brief von dem Vater, der so lange fern war, ging nicht in Erfüllung. Jener schmerzlich melancholische Ausdruck zeigte sich in ihren schönen Zügen, der zu der Annahme Anlaß gab, ihr Geist sei leidend. Otto zog ruhig einen Brief aus der Tasche, öffnete ihn, und begann, nachdem er die betreffende Stelle gesucht, zu lesen:

„Die Wirkungen Ihrer Umsicht und Thätigkeit, mein lieber Freund, habe ich am hiesigen Platze verspürt; Ihre

Operationen sind zeitgemäß und vollkommen richtig berechnet. Das Haus Delius hat dadurch an Credit und Achtung gewonnen. Halten Sie sich versichert, daß mein Dank nicht ausbleiben wird. Während Ihre fähige Hand meine Geschäfte leitete, habe ich eine Angelegenheit geordnet, die mir längst am Herzen gelegen. Vernehmen Sie, und theilen Sie es nur meiner Tochter mit, aber nur meiner Tochter, daß ich mich diesen Morgen zum zweiten Male verheirathet habe."

— Großer Gott! rief Lucie.

Als Otto Mansberg aufblickte, sah er, daß sie bleich geworden war, wie eine Lilie.

„Es ist dies ein Schritt, den ich nach jahrelanger Erwägung gethan," fuhr der Leser fort; „mein häusliches Leben erforderte eine völlige Umgestaltung, wenn es mir ferner einiges Interesse bieten soll. Die Wahl meiner zweiten Gattin ist eine glückliche gewesen, ich führe eine Dame heim, die sich durch Geist und Liebenswürdigkeit auszeichnet und daher wohl geeignet ist, den Ansprüchen eines sechsundvierzigjährigen Mannes zu genügen. Meine Geschäftsfreunde sollen noch nicht darum wissen, ich werde sie bei meiner Ankunft, deren Sie sich von heute an jeden Tag gewärtigen können, überraschen. Ziehen Sie die alte Anne mit in das glückliche Geheimniß, damit sie den Empfang der künftigen Herrin vom Hause vorbereite."

Der Leser legte das Papier ruhig zusammen.

— Ich wünsche meinem guten Vater von Herzen Glück! flüsterte Lucie, die sich von dem ersten Eindrucke, den diese Nachricht hervorgebracht, erholt hatte.

— Und ich stimme in diesen Wunsch mit der Aufrichtigkeit ein, mit der ich auch Ihr Glück zu fördern mich bestrebe, wenn Sie mich dieses Dienstes für würdig erachten.

— Mein Glück, Herr Mansberg? Ich mache wenig Ansprüche an die Welt.

— Dieser Moment, mein liebes Fräulein, ist wohl geeignet, alle obwaltenden Verhältnisse genau zu erwägen. Es geht eine Veränderung in Ihrer Familie vor, die für alle Glieder derselben von großer Wichtigkeit ist. Die Stellung, die mir Ihr Vater angewiesen, ist keine zufällige; ich habe sie erstrebt, und zwar Ihretwegen, mein liebes Fräulein. Als wir uns vor zwei Jahren in Wiesbaden sahen, regte sich in mir der lebhafte Wunsch, ich möge so glücklich sein, Ihnen zu gefallen. Die wenigen Wochen, in denen es mir vergönnt war, Sie zu sehen und zu sprechen, — o gestatten Sie mir, daß ich mein Herz vor Ihnen ausschütte — genügten, den Plan für mein ganzes Leben festzustellen. Ich näherte mich Ihrem Vater; er stellte mich in seinem Comptoir an, nahm mein Vermögen in sein Bankhaus zur Er=

weiterung der Operationen, und schenkte mir später sein unbedingtes Vertrauen. Am Tage vor seiner Abreise entdeckte ich ihm mein Herz, und er ertheilte mir gern die Erlaubniß, mich um Ihre Gunst zu erwerben. Ich suchte mich Ihnen zu nähern; Sie wichen zurück und verschmäheten es, mich kennen zu lernen. Heute fasse ich Muth, und mache den letzten Versuch!

Lucie zitterte am ganzen Körper, als Otto Mansberg zärtlich und ehrerbietig ihre Hand ergriff.

— Mein Herr, flüsterte sie, zwar erkenne ich, daß mein Vater Sie auszeichnet; aber er hat nie ein Wort geäußert, das seine Absicht in Bezug auf meine Person kundgiebt.

— Er wird auch nie ein solches Wort äußern! rief Otto. Der Herr Commerzienrath will dem Herzen seiner Tochter durchaus nicht maßgebend sein. Aber wenn ich ihm sage, Fräulein Lucie erlaubt mir, mich um ihre Hand zu bewerben . . .

— Nein, nein! rief sie hastig und ängstlich. Ach, mein Herr, fügte sie in rührenden Tönen hinzu, wenn Sie es aufrichtig gut mit dem Vater und mir meinen, so gehen Sie jetzt in dieser Angelegenheit keinen Schritt weiter. Ich will offen gegen Sie sein, wie es Ihr ehrenvoller Antrag verdient: schon damals, als ich mich in Wiesbaden befand, war meine Gemüthsstimmung der

Art, daß ich die Regungen meines Herzens außer Acht ließ. Und so ist es bis zu diesem Augenblicke geblieben! flüsterte sie hocherröthend.

— O, dann versprechen Sie mir, daß Sie sich mit mir beschäftigen wollen! rief Otto Mansberg bittend.

— Fordern Sie kein Versprechen, mein lieber Herr; ich kann nicht über mein Gemüth gebieten. Es mag immerhin ein Unglück sein, daß ich so und nicht anders bin; aber es leidet wohl keiner mehr unter diesem Unglücke, als ich selbst. Bleiben Sie meinem Vater der treue Geschäftsfreund, und der innigste Dank der Tochter wird Ihnen nicht fehlen.

Sie reichte ihm ihre kleine weiße Hand mit einem Blicke, der die Wahrheit dieser Worte besiegelte.

— So geben Sie mir keine Hoffnung? fragte der bestürzte Otto.

— Ich kenne meine Pflicht als Tochter! flüsterte sie ganz leise.

— Sie verweisen mich also an Ihren Vater, mein Fräulein?

— Und an Ihr edles Herz.

— Fräulein Lucie appellirt an einen Richter, der ihretwegen eine Ungerechtigkeit begehen könnte. Glauben Sie mir, rief Otto, und das Feuer der Leidenschaft glühete in seinen dunkeln Augen, ich bin abhängig von

Ihnen, wie der Sklave von seinem Herrn. Für Sie arbeite ich, für Sie strebe ich danach, das Haus Delius auf eine der höchsten Stufen in der Geschäftswelt zu bringen. Ich frage nicht nach Vermögen, denn ich selbst bin reich, bin der einzige Erbe meines Vaters — Lucie, Ihre Gunst ist mir Alles, versagen Sie mir diese, so habe ich keinen Lebenszweck, meine Kraft erlahmt, und die Welt bietet mir keine Freude mehr. O, verzeihen Sie mir, wenn ich in diesem Augenblicke mein volles Herz ausschütte — mir ist, als ob sich kein zweiter dazu bieten würde.

Lucie erschrak vor dem Ausbruche dieser Leidenschaftlichkeit, den sie längst gefürchtet hatte, da ihr der Gemüthszustand Otto's nicht entgangen war; ihr Herz bebte vor dem ernsten jungen Manne zurück, eine Ahnung sagte ihr, daß er ihr noch einmal verhängnißvoll werden könne.

— Sie sehen mich rathlos, mein Herr, stammelte sie; ich bin so wenig vorbereitet auf das, was Sie mir mittheilen . . .

— Mein Fräulein, vergessen Sie nicht, daß eine Stiefmutter in das Haus zieht, daß das Vaterherz sich einem zweiten Gegenstande zugewendet hat. Es geht eine große Veränderung in Ihrem Hause und in Ihrem Leben vor.

Otto Mansberg drang zu tief in die zartesten Verhältnisse ein, als daß Lucie eine längere Fortsetzung des Gesprächs gestatten konnte. Sie erhob sich.

— Mein Herr, sagte sie im Tone verletzter Würde, wir kennen Beide die Gattin meines Vaters nicht; aber ich glaube, sie wird die in unserm Hause bestehenden Verhältnisse ehren, so lange sie keinen Grund hat, sich darüber zu beklagen.

Der Procurist zuckte leicht zusammen, seine Lippen zitterten.

— Gebe Gott, daß meine Worte, die mir die tiefste Ergebenheit zu Ihnen erpreßt hat, eine ungegründete Befürchtung enthalten mögen. Ich werde so lange meine Pflicht erfüllen, als Sie, mein Fräulein, es mir nicht verbieten. Zählen Sie auf mich, wie auf Ihren treuesten Freund! fügte er mit zitternder Stimme hinzu.

Lucie konnte nicht verhindern, daß Mansberg ihr die Hand küßte, der sich dann tief verneigte und das Zimmer verließ.

Die junge Dame war allein. Sie hatte Mühe, ihre Gedanken zu ordnen. Die Heirath des Vaters, der Antrag Mansberg's — Beides waren inhaltschwere Begebenheiten. Der Gedanke, daß der Vater durch einen Fremden der Tochter diese wichtige Mittheilung hatte machen lassen, erfüllte sie mit tiefem Schmerze. Sie

war dem Manne Nichts, an dem sie in kindlicher Liebe hing.

Anne, die eingetreten war, weckte Lucien aus dem tiefen Nachsinnen.

— Schon wieder in Thränen, armes Kind? rief die Alte.

— Hast Du Herrn Mansberg gesprochen?

— Nein; aber ich sah ihn sehr ernst über den Corridor gehen. Was wollte er bei Ihnen? fragte Anne neugierig.

— Er brachte mir die Nachricht, daß mein Vater verheirathet sei, antwortete Lucie, mit übermenschlicher Anstrengung einen neuen Ausbruch ihres Schmerzes verhindernd.

Auch Anne stand einige Augenblicke sprachlos vor Erstaunen.

— Und darüber weinen Sie? fragte sie endlich. Ich habe mich gewundert, daß Ihr Vater so lange Wittwer geblieben ist. Uebrigens habe ich es mir gedacht, denn die Vorbereitungen deuteten darauf hin. Aber wie es auch kommen möge, — vergessen Sie nicht, Herr Mansberg ist Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

— Bestimmen wir Nichts im Voraus! sagte Lucie herrisch.

Anne schwieg. Nach einiger Zeit bat sie um die Er=

laubniß, ihren Bruder, den Friedhofswärter, besuchen zu dürfen.

— Wozu bedarfst Du meiner Erlaubniß, Anne? Es genügt, wenn ich weiß, daß Du ausgegangen bist.

Die Alte entfernte sich, um zehn Minuten später das Haus zu verlassen.

Fünftes Kapitel.

Acht Uhr Abends war längst vorüber. In dem Hause des Commerzienraths Delius herrschte eine Ruhe, als ob es unbewohnt wäre. Lucie saß gedankenvoll neben dem Fenster, durch das die laue Luft des prachtvollen Septemberabends einzog. Dem armen Mädchen drängten sich ja der Gegenstände so viele auf, die ein ernstes Nachdenken beanspruchten. Die Pendüle zeigte durch leise Schläge drei Viertel auf neun an. Lucie sprang auf, warf einen Mantel um, dessen Kapuze sie über den Kopf zog, löschte das Licht aus, schlüpfte über den stillen Corridor, die Treppe hinab und trat durch eine Hinterthür in den Garten. Lucie huschte wie ein Schatten durch die Wege, in denen schon abgestorbene Blätter unter den Füßen knisterten. Der ziemlich große Garten ward von einer hohen Mauer eingeschlossen, die ihn von einer schmalen, wenig besuchten Straße schied. In dieser Mauer befand sich eine kleine Thür, und diese Thür war

das Ziel Lucien's. Kaum eine Minute stand sie in der Laube, die sich an die Mauer lehnte, als von Außen ein Schlüssel in das Schloß gebracht und die Thür geöffnet ward. Die Gestalt eines Mannes, in einen kurzen Mantel gehüllt, trat ein. Dann ward die Thür vorsichtig wieder geschlossen.

— Paul! flüsterte Lucie.

— Hier bin ich!

— Ich habe mit Ungeduld die Minuten gezählt.

— O, meine Geliebte, auch ich habe der Zeit Flügel gewünscht! sagte Paul, indem er die beiden Hände des Mädchens, die sich ihm entgegenstreckten, innig an seine Lippen drückte. Eine qualvolle Unruhe peinigte mich den ganzen Tag.

Beide gingen Arm in Arm tiefer in den Garten, dessen Wege durch die belaubten Obstbäume verdunkelt wurden.

— Sie waren besorgt, Paul?

— Mir lag es wie Blei auf dem Herzen.

— Warum?

— Mansberg hat Ihnen heute einen Besuch abgestattet . . .

— Sie wissen es, Paul!

— Ich hörte es, als er Annen den Auftrag gab, Sie vorzubereiten. Die Alte ist auf seiner Seite; sie er-

mahnt ihn, sich Ihnen zu erklären, damit der Vater bei seiner Rückkehr durch ein Einverständniß überrascht werde. Man sprach von einem günstigen Augenblicke, von Nachsicht mit Ihnen — ach, Lucie, Otto Mansberg nimmt eine Stelle im Leben ein, während ich . . .

— Während Sie, Paul, eine Stelle in meinem Herzen einnehmen, die Ihnen Niemand rauben kann! unterbrach ihn Lucie rasch und innig. Mansberg kann mir nicht das geringste Interesse abgewinnen. Fürchten Sie ihn nicht, mein lieber, lieber Freund!

— O dann beneide ich ihn auch nicht! rief Paul. Ich werde arbeiten, rastlos arbeiten, um mich Ihnen endlich offen nahen zu dürfen.

— Die Zeit wird nicht ausbleiben; für jetzt aber darf Niemand erfahren, daß unsere Herzen einen Bund für die Ewigkeit geschlossen haben. Ach, Paul, trotzdem bin ich ein armes, beklagenswerthes Mädchen.

Sie lehnte ihr schönes Haupt an des Geliebten Schulter. Paul drückte seine Lippen an die Stirn der Geliebten.

— Mein Vater hat mich nie geliebt, begann sie nach einer Pause mit zitternder Stimme. Er haßt mich, weil er mich für den Grund des Unglücks hält, des schwersten Verlustes, der ihn betroffen.

— Unmöglich! rief Paul, der des Mädchens Klage

nur zu gut verstand. Der Commerzienrath ist zu verständig, als daß er in solche Vorurtheile verfallen sollte.

— Auch ich habe meinen Vater für vorurtheilsfrei gehalten, ich habe nicht glauben können, daß er sein einziges Kind haßt. Jemehr ich aber Alles, was vorgeht, mit Ruhe prüfe, jemehr ich alle Verhältnisse zusammenstelle, je klarer stellt sich mir die traurige Gewißheit heraus. Was ich früher für väterliche Strenge hielt, ist Abneigung, vielleicht Haß. Man gab mich zeitig aus dem Hause in ein Pensionat, wo ich unter fremden Menschen, deren Sorge für mich bezahlt wurde, aufwuchs. Fünf Jahre hatte ich den Vater nicht gesehen, als ich, nachdem meine Erziehung vollendet war, zurückkehrte. Ich war nicht die Tochter vom Hause mehr, ich war eine Fremde. Ach, mein lieber Freund, erlassen Sie mir die Aufzählung der Einzelnheiten, die mich nach und nach aufmerksam machten und endlich die Vermuthung rechtfertigten, vor der mein Herz zurückbebte. Ich nahm meine Zuflucht zu dem Grabe der Mutter, die ich nie gekannt habe; unter Thränen betete ich zu ihr, als zu meinem Schutzengel, und suchte dem Vater in den kleinsten Punkten zu zeigen, daß ich ihm eine gehorsame, liebende Tochter sei — mein Bemühen, das Eis zu schmelzen, das sein Herz umfing, blieb vergebens. Er mied mich, und meine Annäherungen nahm er mit sichtlichem

Widerwillen auf. Ein Zufall setzte mich davon in Kenntniß, daß meine stets größer werdende Aehnlichkeit mit der verstorbenen Mutter ihn an das größte Unglück seines Lebens erinnere und daß dieser Umstand der Grund seiner Abneigung gegen mich sei. Nicht ich allein habe diese Abneigung bemerkt, auch fremden Personen ist sie aufgefallen. So stand ich inmitten der großen Gesellschaft allein, verlassen, ohne Theilnahme und Liebe. Ihre Aufmerksamkeiten, mein Paul, thaten meinem Herzen wohl; sie rührten mich und erweckten endlich eine innige Gegenliebe, die mir Trost in meinem Unglücke gewährte. Ich bedurfte eines theilnehmenden Herzens, dem sich das meinige aufschließen und eröffnen konnte. Meine Liebe zu Ihnen ist das einzige Geheimniß, vielleicht der einzige Fehltritt in meinem Leben, wenn ein Geheimniß dem Vater gegenüber nicht zu rechtfertigen ist. Aber kann man mich schuldig finden, wenn ich nach einem Troste in meinem Schmerze suche?

Paul hatte mit banger Brust diesem offenen Geständnisse des jungen Mädchens zugehört.

— Lucie, sagte er nach einer langen Pause, Ihr Vater ist ein ernster, strenger Mann ...

— Gewiß!

— Sie beurtheilen ihn falsch.

— Wollte Gott, es wäre, wie Sie meinen.

— Verbannen Sie den traurigen Gedanken und vertrauen Sie dem Vaterherzen.

— Wenn alles Frühere ungegründete Vermuthungen waren, Irrthümer, in die mich meine Empfindlichkeit verfallen ließ, so hat der heutige Tag mir eklatante Beweise geliefert.

— Was ist geschehen? fragte Paul ängstlich.

— Mein Vater hat sich zum zweiten Male verheirathet.

— Lucie, und darin erblicken Sie den Beweis ...

— Nein; aber mein Vater hat mir diese wichtige Nachricht, die keine Seele ahnte, durch seinen Geschäftsführer mittheilen lassen. In einigen Tagen wird meine Stiefmutter eintreffen. Wie nennen Sie dieses Verfahren, Paul? Wie deuten Sie es? Ein fremder Mann unterrichtet mich von so zarten Verhältnissen und bewirbt sich zu gleicher Zeit um meine Gunst. Mag immerhin Herr Mansberg das Vertrauen verdienen, das man ihm im Geschäftsleben schenkt — in Familienangelegenheiten muß die Tochter dem Vater näher stehen.

Der arme Paul sah bestürzt die Geliebte an.

— Mansberg hat sich um Ihre Gunst beworben? fragte er stammelnd.

— Ja.

— Mein Gott!

— Und ich erblicke darin eine Absicht meines Vaters.

— Lucie, um Gottes willen, flüsterte dringend der junge Mann, was haben Sie beschlossen? Was wollen Sie thun?

— Die Antwort auf diese Frage mag das offene Bekenntniß sein, das ich Ihnen diesen Abend abgelegt habe. Sie sollen klar in meiner Seele wie in meinem Herzen lesen. Mansberg weiß bereits, wessen er sich von mir zu versehen hat.

— Aber wenn Ihr Vater sie zwingen sollte?

— Fürchten Sie Nichts, Paul, mein geliebter Freund; ich bin ja meinem Vater gleichgültig. Aber was auch kommen möge, ich werde Ihnen treu bleiben bis zum letzten Athemzuge.

Beide sanken sich einander in die Arme. Der Bund der Liebe ward durch glühende Küsse und durch Thränen besiegelt. Ihre Schwüre, die Gott hörte, kamen aus den reinsten Herzen.

Paul war, wie wir wissen, der Sohn des alten Kassirers Graff, der schon lange im Dienste des Commerzienraths Delius stand. Der junge Mann hatte in einem auswärtigen Hause seine Lehrzeit bestanden und arbeitete seit drei Jahren in dem Bankhause. Um die Zeit seines Eintritts war Lucie aus der Pension zurückgekehrt. Die jungen Leute hatten sich Anfangs nur selten

und flüchtig gesehen — Sonntags in der Kirche oder an schönen Abenden auf dem Friedhofe. Am Grabe der Mutter hatte die erste Unterredung stattgefunden. Ein Lächeln, der Klang der Stimme reichte hin, um in dem Herzen des Commis eine Leidenschaft ohne Grenzen zu erwecken, und glücklicherweise theilte sich das Feuer dieser Leidenschaft der mit, die sie angeregt hatte. Nun liebten sie sich, und liebten sich von ganzer Seele. Da Lucie stets sich selbst überlassen blieb, konnte die Gelegenheit zu heimlichen Unterredungen, die anfangs scheinbar absichtslos, später durch stille Uebereinkunft herbeigeführt wurden, nicht fehlen. Niemand ahnte diese Liebe. Frau Weiß, die einzige Person in der Nähe des jungen Mädchens, würde vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen haben, wenn man ihr gesagt hätte: der stille, schüchterne Paul liebt die Tochter des reichen Commerzienraths, und die melancholische Lucie, die nur Umgang mit dem Grabe der Mutter pflegt, liebt den Sohn des Kassirers Graff. Paul besaß kein Vermögen; da er wußte, daß Lucie die Erbin ihrer Mutter war, die dem Commerzienrathe ein großes Kapital zugebracht, das in dem Bankhause steckte, und das man der Tochter unter allen Umständen nicht entziehen konnte, so setzte er als ein echter Kaufmann einige Hoffnung darauf. Trotzdem hätte er gern den Reichthum geopfert und wie ein Knecht

Tag und Nacht gearbeitet, wenn der Besitz Lucien's davon abhängig gemacht wäre. Der arme Mann lebte zwischen Furcht und Bangen, zwischen Hoffen und Verzweifeln. An großmüthige Banquiers, die den schlichten und arbeitsamen Commis zum Compagnon erheben, damit er die einzige Tochter heirathen könne, glaubte er nicht, und zumal hier, wo Mansberg bereits eine Stelle eingenommen. Der junge Graff war mehr Liebhaber als Kaufmann; die Nachricht von dem traurigen Verhältnisse zwischen Vater und Tochter erfüllte ihn mit Schmerz, trotzdem er sich sagen mußte, daß es ihm zu statten kommen könne. Seine großmüthige Seele vergaß darüber seiner eigenen hoffnungslosen Liebe.

Man war eine Zeit lang schweigend auf- und abgegangen.

— Paul, begann plötzlich Lucie, ich kann mich der Ansicht nicht erwehren, daß Mansberg meinen Vater geschickt zu umstricken gewußt, und daß er die Abneigung desselben gegen mich benutzen wird, um sich zu nähern, wenn es ihm nicht gelingt, mich seinen Wünschen geneigt zu machen. Bei der Veränderung, die in unserm Hause vorgeht, ist es nöthig, daß Sie ihn, soviel Sie können, überwachen.

— Es ist unbedingt nöthig, fügte Paul rasch hinzu, der längst den Geschäftsführer beargwöhnt hatte.

Aber meine Stellung bietet mir so wenig Gelegenheit, daß mein Bemühen erfolglos bleiben wird. Lägen mir die Verrichtungen meines Vaters ob . . .

— Ihres Vaters! sagte Lucie rasch. Halten Sie es für nöthig, so theilen Sie ihm das Geheimniß unserer Liebe mit.

— Lucie!

— Er wird dann die Schritte des Procuristen besser zu deuten wissen.

— Das wollten Sie mir gestatten? fragte der junge Mann, der in dieser Erlaubniß eine hohe Glückseligkeit erblickte.

— Es wird gut sein, daß er darum weiß. Wir werden bald seines Rathes bedürfen. Ich kann mich meinem Vater nicht vertrauensvoll nähern, denn uns trennt eine große Kluft. Vertrauen Sie Ihrem Vater unsere Liebe an, denn seine Billigung ist ein heilbringender Segen.

Die Glocke auf dem nahen Kirchthurme schlug halb zehn. Die Zeit der Trennung war da. Man verabredete die nächste Zusammenkunft. Paul verschwand nach einer innigen Umarmung durch die Thür in der Gartenmauer, Lucie erreichte ungesehen ihr Zimmer wieder. Es war Zeit, denn fünf Minuten später kam die alte Anne von ihrem Besuche zurück.

Sechstes Kapitel.

Den folgenden Tag verbrachte Lucie einsam in ihrem Zimmer. Gegen Abend schickte sie sich an, einen Gang nach dem Friedhofe zu machen. Als sie das Fenster öffnete, um frische Luft einzulassen, fuhr ein Wagen vor das Haus. Wer anders als der Vater mit seiner Gattin konnte kommen? Mehr bestürzt als neugierig beugte sich die junge Dame über die Fensterbrüstung. Da sah sie, wie der herbeigeeilte Portier den Schlag öffnete, während der alte Heinrich mühsam von dem Bocke stieg.

— Mein Vater! flüsterte Lucie.

Der Commerzienrath Delius, in kostbaren Reisekleidern, stieg aus. Mit seiner Hülfe folgte eine tief verschleierte Dame. Arm in Arm betraten die Reisenden das Haus. Auf der Flur empfing sie Frau Weiß, die hastig die Treppe hinabgeeilt war. Der Banquier dankte ernst und gemessen auf die freundlichen Grüße der alten Dienerin, die geschäftig die prachtvollen Zimmer des Erd=

geschosses öffnete. Die verschleierte Dame, eine stattliche Gestalt, schien die Alte kaum zu bemerken. Die Kammerfrau der Commerzienräthin, eine noch ziemlich hübsche Person von dreißig Jahren, ließ durch die Domestiken das Reisegepäck in das Haus tragen und führte dabei in einer Weise den Oberbefehl, als ob sie die gebietende Herrin wäre. In dem Erdgeschosse herrschte reges Leben, während in dem ersten Stocke Alles ruhig blieb. Die Domestiken sahen sich verwundert an, denn da sie um die Verheirathung ihres Herrn nicht wußten, mithin die Stellung des schnippischen Wesens, das wie vom Himmel geschneit erschien, nicht kannten, mußte sie das Commando doppelt befremden. Als die nöthigsten Dienste vollbracht, wandten sie sich an den alten Heinrich.

— Wer ist die verschleierte Dame?

— Ich weiß es nicht, antwortete Heinrich lächelnd.

— Aber Du mußt doch die Mamsell kennen, die uns wie Knechte behandelt.

— Ja.

— Nun, wer ist sie denn?

— Das Kammermädchen jener Dame.

— Du kommst mit der Dame, Heinrich, Du mußt doch wissen, wer sie ist.

— Man wird es Euch schon sagen, neugieriges Volk!

— Wer giebt jener Mamsell das Recht zu kommandiren?

— Die Dame! antwortete Heinrich mit seiner unzerstörbaren Gemüthsruhe.

— Aber die Dame?

— Habt Geduld, der Herr Commerzienrath wird es Euch bald sagen. Nun laßt mich in Ruhe.

Der alte Diener ging in die Comptoirs, um dort seine Bekannten und Freunde zu begrüßen.

Der Commerzienrath war erstaunt, als er die unter Otto Mansberg's Leitung eingerichteten Zimmer sah. Luxus und Bequemlichkeit reichten sich die Hände, um das Leben der Bewohner angenehm zu machen. Pracht wetteiferte mit Geschmack. Das Boudoir besonders zeichnete sich durch Eleganz aus; es war einer schönen Braut vollkommen würdig. Die Commerzienräthin, die am Arme ihres Gatten die Runde durch die Zimmer gemacht, sprach laut ihren Beifall aus.

— Sie sind also zufrieden, Philippine? fragte lächelnd der neue Ehemann.

Die Dame, die den Schleier nachlässig zurückgeworfen, reichte ihm die kleine Hand, indem sie antwortete:

— Ihre Aufmerksamkeit, mein lieber Freund, verpflichtet mich zu dem wärmsten Danke. Sie wußten, daß ich elegante Zimmer liebe . . .

— Nehmen Sie Besitz von diesem Theile des Hauses, das von nun an auch das Ihrige ist. Ich gehe auf kurze Zeit in mein Büreau.

Philippine bot dem Gatten den Mund zum Kusse. Der Commerzienrath entfernte sich. Die Commerzienräthin, obwohl schon dreißig Jahre alt, war eine blendendschöne Blondine. Ihre Haut glänzte wie der feinste Alabaster. Eine seltene Haarfülle zeigte sich auf ihrem Haupte, als sie den grauen Reisehut ablegte. Die alte Anne stand wie versteinert; daß die zweite Frau des Commerzienraths, die Stiefmutter Lucie's, so schön sein würde und so jung, hatte sie nicht gedacht. Das wäre eine Frau für einen dreißigjährigen Mann gewesen, der sich zum ersten Male verheirathet.

Plötzlich bemerkte die Dame die alte Wirthschafterin, die zwar reinlich, aber sehr bescheiden gekleidet war. Ihr schwarzer Friesrock und ihre lange Jacke von braunem Merino mit weißen Porzellanknöpfen paßten nicht in die eleganten Zimmer.

— Wer sind Sie? fragte sie kurz.

— Ich bin die Wirthschafterin Anne, Madame!

Die Alte verbeugte sich so gut sie konnte.

— Was wollen Sie?

— Ich stehe der Frau Commerzienräthin zu Befehl.

Philippine legte in diesem Augenblicke ihre Atlas=mantille ab. Anne wollte ihr behülflich sein.

— Zurück, zurück, meine Beste!

— Warum?

— Berühren Sie mich nicht!

Frau Weiß trat verletzt zurück. Ihr mit Sommer=sprossen bedecktes Gesicht legte sich in Falten des Unmuths. Eine solche Begegnung war die Alte nicht gewohnt. Philippine warf die Mantille auf einen Stuhl und sah die Alte an, die vor Zorn die magern Hände zusammen=gedrückt hielt.

— Wer hat Sie zu meinem Dienste bestellt? fuhr die Dame fort.

— Der Herr Commerzienrath.

— Nicht übel! Meine Beste, Sie flößen mir Furcht ein. Sie sehen ja aus wie die Leichenfrau in meiner Vaterstadt. Gehen Sie, gehen Sie den Augenblick und senden Sie mir mein Kammermädchen. Von solchen Händen lasse ich mich nicht berühren.

Die gute Alte verließ kopfschüttelnd das Boudoir.

— Mein armer Herr! murmelte sie vor sich hin. Das ist eine Weltdame, die alles Bestehende umwirft. Und mich nennt sie eine Leichenfrau? Geduld, Madame, diese Beleidigung werde ich Ihnen gedenken. Sobald sollen Sie mich nicht wieder zu sehen bekommen. Lieber

Gott! die Frau wird eine vollständige Umwälzung in unserm Hause anrichten. Und die arme Lucie — sie verdient eine bessere Stiefmutter. Ist das ein hochfahrendes Weib!

Anne kam in das Vorzimmer, wo das Kammermädchen mit dem Auspacken eines Koffers beschäftigt war. Auf den Stühlen lagen bereits seidene Kleider, Mäntel und Shawls, welche die Herrin zunächst gebrauchte.

— Sie ist die Kammerjungfer? fragte Anne, die noch vor Zorn zitterte.

Die Angeredete sah sich um, betrachtete verachtend einige Augenblicke die Alte und fuhr in ihrer Beschäftigung fort, ohne zu antworten.

— Sie soll zu der Frau Commerzienräthin kommen! sagte Anne aufgeregt. Ich habe es ihr gesagt, nun thue sie, was sie will. Oder ist die Mamsell ein wenig harthörig?

Jetzt erhob sich das Kammermädchen und hielt die Alte zurück, die der Thür zuging.

— Warten Sie einmal, liebenswürdige Madame! rief sie schnippisch. Soviel ist mir schon klar geworden, daß man sich bei den Leuten hier sofort in den gehörigen Respect setzen muß, wenn man sich die Schwindsucht nicht an den Hals ärgern will. Wenn Sie mich anreden, was so selten als möglich geschehen möge, so heißt es:

„hören Sie, Mademoiselle!“ und nicht: „höre sie, Jungfer!“ Verstanden? Mit einer solchen Vogelscheuche mag ich nicht auf gleicher Linie stehen, geschweige denn von ihr Befehle annehmen. Seien Sie hübsch manierlich, Alte, damit man sieht, daß Sie einem Hause von Stande angehören. Und dann waschen Sie sich mit Kummerfeldschem Wasser, damit Ihre Larve ein wenig reputirlicher wird.

Anne zitterte am ganzen Körper vor Aerger.

— Sie unverschämte Person! rief sie, ihre Hand losreißend. Weiß sie, wer ich bin?

— Das gilt mir gleich; wer den Anstand verletzt, wird abgetrumpft, es sei wer es wolle.

— Ich bin die Amme des Fräuleins vom Hause!

— Gott steh mir bei! rief das Kammermädchen in komischem Pathos. Ich hätte Sie für die Stubenfegerin gehalten.

— Abscheuliche Person!

— Hinaus, Sie haben hier Nichts zu suchen.

— Das hat mir noch Niemand gesagt!

— So sage ich es Ihnen.

— Und ihr zum Aerger werde ich bleiben, sie malitiöse Kammerjungfer. Wenn sie meint, daß sie hier Veränderungen hervorbringen will, da befindet sie sich in einem groben Irrthume. Sie ist eben so grob als ihre Madame, und Grobheit thut nie gut. Auf einen groben

Klotz gehört ein grober Keil. Wir haben seit einundzwanzig Jahren ruhig und friedlich hier gelebt . . .

— Sie altes, unverschämtes Weib! unterbrach sie das Kammermädchen mit bebender Stimme. Sie wollen meine gute Herrin schmälen, die kaum den Fuß über die Schwelle dieses Hauses gesetzt hat? Das dulde ich nicht, und wenn es mir das Leben kostet. Noch heute werde ich dem Herrn Commerzienrathe sagen, wie man seine Gattin empfängt. O, das ist mehr als schändlich.

— Doris! rief eine Stimme.

Die Commerzienräthin, durch den Lärm angezogen, hatte die Thür geöffnet. Die schlaue Doris hatte ihre Herrin längst bemerkt, obgleich sie sich stellte, als ob sie vor Entrüstung taub und blind sei.

— Doris, ich verbiete Dir, mit dieser Frau länger zu verkehren. Meine erste Sorge soll sein, daß die lästigen Domestiken entfernt werden. Ein solcher Ton ist mir in der Seele zuwider. Daß ich dieser alten Hexe mit dem gräßlichen Gesichte bei meinem Einzuge begegnen mußte, ist ein böses Omen. Gehe sie, und betrete sie meine Wohnung nicht wieder!

Doris öffnete die Thür und deutete mit der Hand nach Außen.

— Also man wirft mich hinaus! stammelte die vor Zorn erbleichende Anne. Als die selige Frau Delius

hier wohnte, war es anders. Wie hat sich die Welt seitdem verändert! Nun, wer weiß, vielleicht bin ich der Madame lästig, denn dieser Streit ist vom Zaune gebrochen. Für meinen guten Willen belohnt man mich mit Grobheiten. Arme Lucie, wie wird es Dir ergehen!

Diese letzten Worte hatte die Alte schon auf der Hausflur gesprochen. Die Thür ward klirrend hinter ihr geschlossen.

— Gute Doris, sagte die Dame, Du hast Dich meiner so warm angenommen. Ich danke Dir dafür!

— Das ist meine Schuldigkeit, Frau Commerzienräthin.

— Alte Hausmöbel in menschlicher Gestalt sind sehr gefährlich. Solche Subjecte maßen sich Rechte an, die sie auf das Hergebrachte stützen. Beruhige Dich nur, es wird bald ein anderer Ton in meinem Hause eingeführt sein.

— Wenn Sie sich Ihr Leben nicht verbittern wollen, ist dies eine Nothwendigkeit.

— Ich will Toilette machen. Bringe mir die Hauskleider.

— Hier sind sie.

Beide gingen in das Boudoir zurück.

Die junge Frau überließ sich nun den Händen des

Kammermädchens, das mit einer seltenen Virtuosität seinen Dienst verrichtete.

— Doris! sagte gähnend die Herrin, die des lästigen Corsets ledig geworden war.

— Frau Commerzienräthin befehlen?

— Die Einrichtung dieses Hauses gefällt mir.

— O, sie ist nicht übel.

— Meinst Du?

— Sie beweist, daß der Herr Commerzienrath Geschmack und Vermögen besitzt. Diese Vorzüge vereint findet man nicht häufig.

— Ich glaube, ich werde mich hier wohl fühlen, werde glücklich sein.

Diese Worte sprach Philippine gähnend.

— Daran läßt sich durchaus nicht zweifeln, wenn Sie Ihre Stellung zu gründen und zu wahren wissen. Jede Frau kann sich das Glück im Hause selbst schaffen. Ueber diesen Grundsatz ist die Welt einig — ich meine die Frauenwelt.

— Freilich, wenn man einen Wittwer heirathet . . .

— Und noch dazu einen Wittwer, der eine erwachsene Tochter hat. Da gilt es, Autorität zu zeigen. Erwachsene Töchter wollen der Stiefmutter gegenüber stets etwas bedeuten.

Wie Doris zu diesen Lebensanschauungen gekommen

ist, wird sich später zeigen; wir theilen unsern Lesern nur diese Unterredung mit, um die Stellung zwischen Herrin und Zofe klar zu machen.

— Du weißt, sagte die Commerzienräthin nach einer Pause, daß meine Verbindung nur der Verstand geschlossen hat, folglich muß der Verstand allein mir maßgebend sein. Delius ist ein vortrefflicher Mann, ich achte und schätze ihn — vielleicht findet sich später auch die Liebe ein. Was die erwachsene Tochter anbetrifft, so hat mir mein Mann versprochen, und dieses Versprechen ist eine Bedingung unserer Heirath, daß Lucie — ich glaube so heißt sie — aus dem Hause muß. Die Einleitungen dazu sind bereits getroffen; das Mädchen soll sich verheirathen und zwar so bald als möglich. Wir entfernen sie also auf eine glimpfliche Weise. Mit ihr verschwindet das alte Regime völlig.

— Hier ist Ihr Hausmantel, Madame!

— Danke!

— Nehmen Sie das weiße Häubchen mit den Rosen?

— Schmücke mich nach Deinem Geschmacke, liebe Doris; aber vergiß dabei nicht, daß ich eine junge Frau bin.

— Der Gemahl wird bezaubert sein. So, nun sind Sie fertig. Ihre Dienerin.

Philippine trat vor den Spiegel. Sie war zufrieden

mit sich, und wahrlich, auch der Gatte konnte es sein, wenn er diese reizende Frau erblickte. Der Mantel von weißer Seide hüllte die üppigsten Körperformen ein. Unter den feinen Spitzen des Häubchens zeigte sich ein zartes, edel geschnittenes Gesicht mit lieblichen Wangen, die ein mattes Roth bedeckte. Der kleine Fuß stak in Pelzpantoffeln von rothem Maroquin. Philippine war verführerisch schön, und diese Schönheit mußte eine große Macht auf den Mann ausüben, selbst wenn sein Herz nicht mehr die feurige Liebe der Jugend hegte. — Ich habe mich über die Alte ein wenig geärgert, sagte die Dame, indem sie sich in die Kissen einer kostbaren Ottomane warf.

— Auch ich, Madame, die Frau ist eben so häßlich als unverschämt; sie hat uns einen Vorgeschmack von dem gegeben, was noch kommen wird.

— Wenn Lucie von demselben Geiste beseelt ist, den ihre Amme gezeigt, so fürchte ich, daß wir uns jetzt schon feindlich gegenüberstehen, bevor wir uns noch begrüßt haben. Doch lassen wir das, auf kleine Kämpfe habe ich mich gefaßt gemacht. Daß ich Siegerin bleibe und bleiben muß, liegt in der Natur der Sache. In vier Wochen wird die Ordnung der Dinge sein, wie ich sie wünsche. Mein Gott, wie abgespannt ich bin!

— Wenn man zehn Stunden auf der Eisenbahn fährt, ist das kein Wunder.

— Doris!

— Sie befehlen?

— Du bist nun fünf Jahre in meinen Diensten ...

— Und diese fünf Jahre sind die glücklichste Zeit meines Lebens, Frau Commerzienräthin! versicherte die Zofe mit einer Treuherzigkeit, die keinen Zweifel über die Wahrheit ihrer Worte zuließ.

— Das ist mir lieb, Doris. Ich glaube, wir werden uns nie wieder trennen ...

— *Meine* Schuld wird es nicht sein, wenn ich gehen muß.

— Du kennst die kleinen Geheimnisse meines frühern Lebens — mögen sie für immer Geheimnisse bleiben. Bringt mir die Veröffentlichung derselben auch keinen wesentlichen Nachtheil, so muß es mir doch unangenehm sein, mich der Kritik meiner Umgebung ausgesetzt zu wissen. Ich spreche den Wunsch nicht aus, daß Du discret sein mögest.

— Ein überflüssiger Wunsch, liebe Madame! Ich kenne meine Pflicht und werde verschwiegen sein wie das Grab.

Philippine reichte der Zofe zufrieden lächelnd die Hand. Doris drückte sie respectvoll an ihre Lippen.

— Vollende nun das Auspacken meiner Garderobe und mache Dich mit der Oertlichkeit vertraut. Außer meinem Manne empfange ich heute keine Person, sie möge sein, wer sie wolle. Ich bin so abgespannt, daß mir Ruhe und Einsamkeit Bedürfniß ist. Im Uebrigen bleibt Deine Stellung zu mir unverändert.

Das Kammermädchen ging, um sich des gewordenen Auftrags zu entledigen.

Siebentes Kapitel.

Lucie hatte ihren Spazirgang nach dem Friedhofe eingestellt; sie legte Hut und Mantille wieder ab und blieb in ängstlicher Erwartung im Zimmer. Dem Vater entgegenzueilen, hielt sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht für rathsam. Das Gefühl verletzter Würde und das Bewußtsein, eine Behandlung, wie sie ihr geworden, nicht verdient zu haben, erpreßte ihr Thränen. Aber sie liebte den Vater, sie achtete ihn trotz seines Benehmens, und darum betete sie still um Segen für die zweite Ehe desselben. Daß man sie rufen lassen würde, um sich der Stiefmutter vorzustellen, setzte sie nicht in Zweifel, denn sie konnte nicht glauben, daß man die Vernachlässigung bis zu den äußersten Grenzen treiben, daß man sie beleidigen werde. Kam die Aufforderung, so war sie entschlossen, ihr sofort Folge zu leisten. Zu diesem Zwecke machte sie rasch ihre Toilette. Die Zeit verfloß, Niemand erschien. Im Erdgeschosse war es

lebendig; im ersten Stocke blieb es ruhig. Lucie schwankte zwischen Gehen und Bleiben. Die Kindesliebe trieb sie an; ein Gefühl, dem Stolze ähnlich, hielt sie zurück. Da ließen sich plötzlich rasche Schritte im Vorzimmer vernehmen.

Man klopfte an die Thür. Unaufgefordert trat die alte Anne ein. Ihr Zustand nach der erlittenen Kränkung läßt sich denken.

— Meine gute Anne, wie siehst Du aus? rief Lucie erschreckt.

Die Alte sank ohnmächtig auf einen Stuhl.

Das ist zu viel! rief sie aus. Mit dieser Frau ist das Unglück in unser Haus eingezogen! Armer Herr Delius! Arme Lucie! Nein, so hätte ich mir die Nachfolgerin der guten Madame Delius nicht gedacht.

Anne trocknete zitternd die Thränen des Zornes, die über ihre gelben Wangen rannen.

— Um Gotteswillen, erkläre Dich! rief die ängstliche Lucie. Was ist denn geschehen?

— Unerhörtes, Dinge, die man nicht für möglich hält.

— Wo ist mein Vater?

— In dem Comptoir.

— Hat er nach mir gefragt?

— Nein, nein!

— Wer hat Dich beleidigt?

— Ihre Stiefmutter. Sie nennt mich eine Leichenfrau, ein häßliches unverschämtes Weib. Und nun dieses Kammermädchen — das ist eine Xantippe, wie ich sie noch nie gesehen.

Sie erzählte unter Thränen und Schluchzen das, was geschehen. Ihr Stolz war dergestalt verletzt, daß sie mit der Versicherung schloß, noch heute das Haus verlassen zu wollen. Lucie war starr vor schmerzlichem Erstaunen.

— Man hat Dich also förmlich ausgewiesen! flüsterte sie vor sich hin.

— Förmlich, nein — aber schmählich! Da stand das boshafte Geschöpf, das kaum die Schwelle betreten, an der geöffneten Thür und zeigte mit der Hand hinaus. Wäre ich nicht gegangen, ich glaube, man hätte mich geworfen.

— Das kann der Wille meines Vaters nicht sein.

— Ob es sein Wille ist oder nicht, die Beleidigung bleibt dieselbe. Eine alte, treue Dienerin so zu behandeln. O, es ist himmelschreiend!

— Anne, Du bist meine zweite Mutter, Du wirst bleiben, so lange ich hier im Hause bleibe. Ueberlaß es mir, Dir Genugthuung zu verschaffen. Die Dame ist vielleicht mit unsern Verhältnissen nicht vertraut — ich werde ihr Deine Stellung zu mir klar machen.

Sie warf ein leichtes Tuch über ihre Schultern.

— Wohin? fragte Anne.

— Zu meiner Stiefmutter. Nach der Lage der Dinge wird es gut sein, daß ich sie zuerst aufsuche. Versprich mir, Anne, daß Du hier bleiben und ohne meine Billigung Nichts unternehmen willst.

Die Alte schüttelte schmerzlich das greise Haupt.

— Es wird mir schwer, mich von Ihnen zu trennen, aber ich kann nicht bleiben.

— Warte, bis ich zurückkehre.

Lucie ging in der festen Absicht, ihre Pflicht gegen die Gattin des Vaters, gegen sich selbst und gegen die treue Amme zu erfüllen. Sie betrat das Vorzimmer, in welchem Doris mit den Sachen beschäftigt war.

Die Zofe sah überrascht auf, und stellte ihre Arbeit ein. Dann fragte sie nach dem Begehren der Dame. Lucie nahm all ihre Fassung zusammen, als sie einen Blick in das malitiöse Gesicht der Zofe geworfen hatte.

— Stehen Sie im Dienste der Frau Commerzienräthin Delius? fragte sie.

— Ja.

— Melden Sie mich ihr.

— Ich bedaure, daß ich Ihrem Wunsche nicht nachkommen kann.

— Warum?

— Weil meine Herrin, erschöpft von der Reise, heute keinen Besuch empfängt.

— Auch von der Tochter des Commerzienrathes Delius nicht?

— Die Frau Commerzienräthin hat mir keine Ausnahme bezeichnet. Erlauben Sie mir, daß ich pünktlich die mir gewordenen Befehle erfülle.

Lucie erbleichte. Nichts war natürlicher als der Gedanke, daß die Zofe Befehl erhalten, die Tochter vom Hause abzuweisen. Und die Stiefmutter — wäre ihre Erschöpfung auch noch so groß gewesen, hätte sie die Tochter ihres Mannes nicht empfangen müssen? Zu stolz, um darüber ein Wort zu äußern, entfernte sich Lucie. Die alte Dienerin hatte man fortgejagt; die Tochter vom Hause war in dem Vorzimmer abgefertigt. Mit welchem Rechte betrachtete die fremde Dame ein solches Verfahren? Weder Zuneigung noch Abneigung ließ sich bei ihr voraussetzen, da sie die Bewohner des Hauses noch nicht kannte. Der Gedanke, daß des Vaters Einfluß sich hier zeige, erfüllte die arme Tochter mit Schaudern. Betrübt und niedergeschlagen trat sie zu Anne in das Zimmer.

— Schon zurück? fragte die Alte, die traurig auf einem Stuhle saß.

— Meine Stiefmutter ist so erschöpft, daß sie mich nicht empfangen kann.

— Armes Kind, fast muß ich Ihre Befürchtungen theilen! Der Herr Commerzienrath nimmt uns nicht in Schutz, denkt nicht mehr an uns — er will uns vielleicht entfernen.

— Du siehst, Anne, daß uns ein Loos trifft. Ich kann es Dir nicht verargen, wenn Du Dich zurückziehst; aber bedenke, daß ich allein zurückbleibe, daß ich keine Seele habe, der ich meinen Kummer mittheilen kann — Anne, Du bist meine zweite Mutter — bleibe, denn Du wirst mir auch bald den Vater ersetzen müssen! Vergiß mir zu Liebe die Kränkung, die Dir übermüthige Menschen zugefügt haben. Wir bleiben entweder Beide, oder wir gehen Beide!

Anne liebte Lucien wie ihre Tochter; sie versprach, sich nicht von ihr zu trennen, so lange sie unglücklich sei. Beide weinten ihren Schmerz in heißen Thränen aus. Lucie hoffte auf einen Besuch des Vaters, dem sie jetzt um so ruhiger entgegensehen konnte, da die von ihr ausgegangene erste Annäherung erfolglos geblieben war; aber ihre Hoffnung ward nicht erfüllt. Der Abend verfloß, der Commerzienrath, der sich lange in den Comptoirs aufgehalten hatte und dann mit seiner jungen Frau zur Nacht speiste, blieb aus. Traurig suchte Lucie ihr Lager auf.

Am nächsten Morgen verkündigte der Anzeiger der

Stadt in wenig Worten die erfolgte Verbindung des Commerzienrathes. Die Nachricht erregte großes Aufsehen, denn Niemand hatte eine Ahnung von dem Plane des Banquiers gehabt. Wie manche Hoffnung auf eine Verbindung mit dem reichen Bunquier, der ein stattlicher Mann war und in seinen besten Jahren stand, ward dadurch zertrümmert! Aufrichtige Theilnahme und Neid erhoben ihre Stimmen. Aber mehr noch als die Ueberraschung übte das Geheimnißvolle, das die Frau umgab, eine besondere Wirkung aus. Wer ist Philippine Gerard? fragte man sich. Ist sie jung, schön und reich? Woher stammt sie? In welchen Verhältnissen befindet sich ihre Familie? Der bizarre Commerzienrath hatte nicht einmal den Wohnort derselben angegeben. Die Medisance schoß ihre giftigen Pfeile, und noch ehe der Abend dämmerte, circulirten die verschiedenartigsten Gerüchte über die neue Commerzienräthin, die noch Niemand gesehen hatte. In großen wie in kleinen Städten bleibt die Medisance sich gleich: sie zerfleischt den guten Ruf und ersinnt Vergehen, die nicht existiren. Das Tagesgespräch drehte sich um Madame Delius; man war neugierig die Frau kennen zu lernen, auf welche die endliche Wahl eines Wittwers gefallen, der zwanzig Jahre unentschlossen gewesen war. Wer irgend zu dem Banquier in Beziehung stand, sandte eine Gratulationskarte. Die nähern Freunde erschienen

in Person, um zu beglückwünschen. Leider empfing sie Herr Delius in seinem Comptoir; die junge Frau vom Hause blieb unsichtbar. Man mußte die Neugierde bezähmen, bis der Banquier eine Soirée gab, wozu er nach Aller Meinung verpflichtet war.

Am dritten Tage machte Herr Delius mit seiner Gattin die nöthigsten Besuche. Seine Zeit war dergestalt in Anspruch genommen, daß er noch keine Minute für seine Tochter übrig gehabt hatte, die still und zurückgezogen in ihren Zimmern lebte.

Wie erstaunt war sie, als eines Morgens gegen elf Uhr Anne eintrat.

— Ihre Stiefmutter ist im Vorzimmer!

— Also sie kommt, und nicht mein Vater! flüsterte sie vor sich hin.

Mit dem Stolze der unschuldig Beleidigten empfing sie den verhängnißvollen Besuch. Sie stand in der Mitte des Zimmers, als Philippine eintrat. Beide grüßten durch eine cermonielle Verneigung.

— Mein Gott, was ist das? rief erstaunt die Commerzienräthin. Ich sehe Fräulein Delius nicht zum ersten Male, wenn Sie die Tochter meines Mannes sind.

— Mein Name ist Lucie Delius.

— Wir haben uns vor drei Jahren in Wiesbaden, wenn auch nur flüchtig gesehen.

— Ganz recht, ich erinnere mich, sagte Lucie, die mit Mühe ein schmerzliches Erstaunen bekämpfte. Es war mir vergönnt, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten.

— Wie bedaure ich, daß wir uns damals nicht näher kennen gelernt haben! rief die schöne Frau mit einer Leutseligkeit, die zu dem frühern Betragen einen großen Contrast bildete. Doch zuvor bitte ich um Verzeihung, daß ich Sie vorgestern Abend nicht empfangen konnte — Sie würden mich in einem Zustande angetroffen haben, der Sie verletzt hätte. Mein ganzes Nervensystem war bis zum Tode abgespannt, mein Kopf brannte — ich war meiner nicht mächtig. Sie sehen, daß ich ein Verfahren ausgleiche, an dem ich unschuldig bin.

Lucie lud zum Sitzen ein; beide Frauen ließen sich in dem Sopha nieder.

Die Stiefmutter war dreißig Jahre alt, und schön und üppig gewachsen. Sie trug diesen Morgen ein elegantes Kleid von grauer Seide mit weißen Spitzen. Das schöne Gesicht verrieth einen hohen Grad von Intelligenz, aber dem scharfen Beobachter auch eine weibliche Verschlagenheit, die sich vorzüglich in den lichtblauen Augen aussprach. Philippine war eine wirklich blendende Schönheit; man sah, daß sie sich stets in aristokratischen Kreisen bewegt hatte. Wie ungezwungen und edel war ihr Benehmen, wie graziös bediente sie sich des kleinen Fächers,

den sie als Spielzeug in der niedlichen Hand trug. Lucie begriff jetzt die totale Umwandlung des Hauses; eine solche Dame konnte nur in Prachtzimmer ihren Einzug halten. Aber unwillkürlich legte sie sich die Frage vor: kann diese Salondame einen nicht mehr jungen Wittwer aus Liebe geheirathet haben? Wie kommt mein Vater, der das Andenken an seine erste Gattin noch so heilig hält, dazu, eine für ihn so junge Frau zu wählen?

Die Commerzienräthin war die Liebenswürdigkeit und Milde selbst; sie pries sich glücklich, der geachteten Familie Delius anzugehören, sprach sogar von mütterlicher Sorge für die Tochter — wobei sie ironisch lächelte — und bat schließlich um Vertrauen, das zur Erhaltung des häuslichen Glückes nothwendig sei.

— Die Altersverschiedenheit unter uns ist nicht so groß, fügte sie hinzu; wir müssen Freundinnen werden. Vereinigen wir uns, das Glück Ihres Vaters zu machen, der stets um seine Tochter besorgt ist. Noch auf der Reise sprach er davon, daß er die Einleitung zu Ihrer Verbindung getroffen habe.

Lucie konnte sich der Frage nicht erwehren:

— Zu meiner Verbindung?

— Sie sehen, daß ich offen bin.

— Ich danke Ihnen dafür.

— So viel ich schließen kann, mein liebes Fräulein, billigen Sie die Wahl des Vaters nicht.

— Mein Vater hat mit mir über diesen Punkt noch nicht gesprochen. Zwar kann ich nicht leugnen, daß er mir indirect seinen Willen zu erkennen gegeben . . .

— Ah, so stehen die Sachen! rief mit einem feinen Lächeln die Stiefmutter.

Lucie erröthete. War ihr die Unterhaltung über diesen Punkt auch peinlich, so beschloß sie dennoch, sich offen auszusprechen, damit beiden Partheien kein Zweifel bleibe.

— Madame, fragte sie ernst, kommen Sie im Auftrage meines Vaters zu mir?

— Nein. Zunächst lag mir daran, Sie zu sehen. Daß Sie mich nicht aufsuchten, fand ich sehr natürlich. Aber wenn mich nicht Alles täuscht, herrscht eine Spannung zwischen Ihnen und Ihrem Vater, deren Grund ohne Zweifel in der Meinungsverschiedenheit über die projectirte Heirath liegt. O, gestatten Sie mir, daß ich als Vermittlerin auftrete! Es ist mir nicht allein Bedürfniß, es ist auch meine Pflicht.

— Und ich erachte es für Pflicht, Madame, daß ich mich Ihnen offen entdecke, damit Sie meinen Vater von der Lage der Dinge unterrichten können.

— Reden Sie, reden Sie! rief Philippine.

— Der frühe Tod meiner Mutter war ein Unglück,

das schwer auf meinem guten Vater lastete, und nicht minder auf mir, wenn auch nur in seinen Folgen. Sie vollenden jetzt das Werk, das die Zeit nicht zu vollbringen vermochte; Sie geben den Vater den Freuden der Welt zurück. Daß eine erwachsene Tochter, die lebhaft an die Vergangenheit mahnt, mindestens überflüssig in dem Hause eines neuvermählten Paares ist, erkenne ich mit voller Ueberzeugung an. Aber ich billige das Mittel nicht, das man zu dem Zwecke, mich zu entfernen, gewählt hat. Gern bringt meine Kindesliebe ein Opfer — das von mir geforderte ist zu groß, zumal da derselbe Zweck auf anderm Wege sich erreichen läßt. Der mir vom Vater bestimmte Mann wird jedes andere Mädchen glücklich machen, nur mich nicht. Durch diesen Ausspruch will ich seine Vorzüge nicht in Zweifel ziehen, denn ich kenne ihn kaum; ich will nur andeuten, daß ich ihn hochachten, aber nicht lieben kann. Die Liebe läßt sich eben so wenig erzwingen, als die Abneigung gegen eine Person . . .

— Ah, unterbrach Philippine das junge Mädchen, demnach hat Ihr Herz schon gewählt!

— Das will ich nicht sagen, Madame; aber ich werde nur dem Manne meiner freien Wahl die Hand reichen.

— Sie haben Recht; diesem Grundsatze bin auch ich gefolgt. In den meisten Fällen rächt sich früher

oder später eine conventionelle Heirath. Wer ist denn der Ihnen bestimmte Bräutigam?

— Herr Otto Mansberg, der Procurist meines Vaters.

— Otto Mansberg? wiederholte Philippine überrascht.

— Ja, Madame.

Die junge Frau suchte einen scherzenden Ton anzuschlagen.

— Ist er jung, schön?

— Erlassen Sie mir das Urtheil!

— Liebt er Sie? fuhr Philippine eifrig fort.

— Er hat mich in Wiesbaden gesehen — unsre Bekanntschaft war eine so flüchtige . . .

— Ah, eine Liebe aus dem Bade!

— Herr Mansberg behauptet, daß er meinetwegen sich dem Vater genähert habe; doch, wie es auch sein möge, ich kann mich dem Plane, der unter Geschäftsmännern entworfen, nicht fügen.

— Und dies soll ich meinem Manne mittheilen?

— Wenn Sie sich freundlichst der Mühe unterziehen wollen.

— Gewiß, gewiß! Ich werde Nichts unterlassen, was Ihnen nützlich sein kann. Eine Mutter Ihnen zu sein, ist unmöglich, dazu bin ich zu jung; aber eine Freundin,

eine wahre Freundin will ich Ihnen werden, wenn Sie mich annehmen wollen. Ein anderes Verhältniß kann zwischen uns gar nicht stattfinden. Zählen Sie auf mich, wie auf sich selbst. Daß Sie mir so offen entgegenkommen, erfüllt mich mit Freude und Stolz. Aber um Eins bitte ich Sie, meine beste Freundin.

— Ich werde mich bemühen, Ihnen zu dienen, antwortete Lucie sehr artig.

— Denken Sie nicht an Trennung, wir müssen zusammenbleiben, um uns näher kennen zu lernen. Sie werden nur dann das Haus verlassen, wenn Sie sich glücklich verheirathen. Was soll die Welt von einer Trennung denken, die nach meinem Einzuge stattfindet? Ich bin nicht gekommen, Zerwürfnisse herbeizuführen; sondern die Familienbande, wenn sie Zeit und Umstände ein wenig gelockert haben sollten, fester zu knüpfen. Meine Aufgabe steht mir klar vor Augen, und zweifeln Sie nicht, ich werde sie lösen. Die neue Ordnung der Dinge soll Ihnen nicht lästig, sie soll Ihnen angenehm werden. Mein Gott, leben denn hier zwei Familien unter einem Dache? Sie wohnen oben, wir wohnen unten. Wozu das? Ich werde nicht mehr ohne Sie speisen. Der heutige Mittag vereinigt uns an einem Tische. Wenn ich bisher diesen wichtigen Umstand übersehen, so halten Sie es meiner Unkenntniß der Dinge zu Gute — ich war

erschöpft von der Reise, die Einrichtung in den Zimmern nahm die wenige Zeit in Anspruch, die mir das Empfangen und Abstatten von Besuchen übrig ließ. Ich bitte Sie, meine liebe Freundin, gehen Sie mir mit Rath und That an die Hand, seien Sie in meiner Nähe, wenn man kommt, mich anzugaffen — machen Sie mit mir die Honneurs des neu aufblühenden Hauses — der Commerzienrath nimmt eine Stellung ein, die ihm Verpflichtungen auferlegt — also diesen Mittag bei Tische sehen wir uns . . .

— Madame, verzeihen Sie mir . . .

— Ich lasse keine Entschuldigung gelten, ich darf keine gelten lassen. Wollen Sie die Spannung mit Ihrem Vater vorwenden? Vertrauen Sie mir, ich werde eine Ausgleichung herbeiführen, der Sie Ihren Beifall nicht versagen können. Denken Sie nur daran, daß Sie die Tochter sind. Um drei Uhr komme ich, um Sie zu Tische abzuholen. Adieu, bis dahin, Adieu!

Philippine küßte rasch Lucie's Stirne, und entfernte sich.

Im Vorzimmer stieß sie auf Frau Weiß, die neugierig auf das Ende der Unterredung wartete.

— Ach, meine gute Alte, es freut mich, daß ich Sie sehe! sagte freundlich die junge Frau. Sie werden mir schon gefallen, wenn wir uns noch näher kennen lernen.

Nach diesen Worten rauschte sie durch die Thür und verschwand. Anne ging zu Lucien. Beide sahen sich überrascht an. Die Umwandlung der Stiefmutter war eine so vollkommene und plötzliche, ihr Benehmen sah einer Bitte um Verzeihung so ähnlich, daß der erste Groll der Beleidigten sich abkühlte.

— Meine Stiefmutter ist krank gewesen, sagte Lucie.

— Aber das Kammermädchen? fragte Anne.

— Sie wird Dich nicht zum zweiten Male beleidigen. Vergessen wir aus Rücksicht für meinen Vater.

— Gebe Gott, daß Alles gut werde!

Achtes Kapitel.

Philippine erschien pünktlich, um ihre Stieftochter zu Tische zu führen. Freundlich und zutraulich, als ob sie schon lange mit dem jungen Mädchen bekannt sei, trat sie in das Zimmer. Lucie hatte eine einfache, aber geschmackvolle Toilette gemacht. Die Commerzienräthin verbarg ihr Erstaunen über die Anmuth und Schönheit der Tochter ihres Mannes, die mit einem schmerzlichen Lächeln auf den freundlichen Gruß dankte.

— So ist es recht! rief sie aus. Es freut mich, daß Sie Wort halten. Auch ich habe bereits daran gedacht, einen Theil meines Versprechens in Erfüllung gehen zu lassen.

— Wie? fragte Lucie neugierig.

— Ihr Vater zürnte Ihnen wirklich.

— Dann habe ich, ohne es zu wollen, den Grund dazu gegeben.

— Er hoffte, bei seiner Ankunft die Braut des Herrn

Otto Mansberg zu begrüßen. Wie er mir sagte, ist sein Lieblingswunsch nicht in Erfüllung gegangen. Der Verschmähte ist Ihr Feind geworden — die Wirkung dieser Feindschaft äußert sich schon: Ihr Vater hat es unterlassen, uns mit einander bekannt zu machen. Ich setze sie von dem in Kenntniß, was ich vorhin erfahren habe. Aber nun sollen Sie auch wissen, was Ihre Freundin gethan: mein Gemahl wird Sie freundlich empfangen, er wird der Vergangenheit mit keiner Silbe erwähnen und in Sie setzt er die Hoffnung, daß Sie demgemäß ihm entgegenkommen. Wollen Sie das?

— Mit frohem Herzen.

— Sind Sie zufrieden?

— Nehmen Sie die Versicherung, daß ich ewig Ihre Schuldnerin bleibe!

— Nicht meine Schuldnerin, meine Freundin! O, o, ich fühle mich glücklich, daß es mir vergönnt ist, die Vermittlerin in dieser unglückseligen Familienangelegenheit zu sein!

Die Pendüle schlug drei Uhr. Die beiden Damen verließen Arm in Arm das Zimmer, eilten die Treppe hinab und traten nach zwei Minuten in den Salon des Erdgeschosses. Der Commerzienrath stand sinnend am Fenster.

— Hier, mein Freund, bringe ich Ihnen die Tochter! rief Philippine.

Herr Delius wandte sich. Ruhig trat er Lucien entgegen und reichte ihr schweigend beide Hände. Die tief bewegte Tochter neigte sich, um einen Kuß darauf zu drücken; der Vater kam dieser Absicht zuvor, er küßte, sichtlich erregt, die weiße Stirn seines Kindes. Dann wandte er sich zu seiner jungen Frau, die mit freudestrahlendem Gesichte ihm zur Seite stand, und sagte:

— Ich danke Ihnen, Philippine! Lucie, Dein Vater hat mit der Vergangenheit abgeschlossen; in Deiner Stiefmutter erblickst Du die Bürgschaft für Dein zukünftiges Glück. Lohne ihr durch Vertrauen, und, wenn nöthig, durch Nachgiebigkeit — ich will nicht sagen, durch Gehorsam.

Es schien die Absicht der Commerzienräthin zu sein, den feierlichen Ernst aus dieser Scene zu verbannen.

— Wir kennen uns seit einigen Stunden, rief sie heiter; aber schon sind wir Freundinnen, und unter Freundinnen kann nur von Vertrauen, nicht von Gehorsam die Rede sein. Wenn der Herr Commerzienrath Delius sein Comptoir verläßt, soll er heitere Gesichter sehen und die Geschäftssorgen im Kreise der Familie vergessen. Man hat mir den Posten der Hausfrau angewiesen: ich mache von meinem Rechte Gebrauch und werde die Suppe auftragen lassen.

— Verzeihung, Philippine, Sie vergessen, daß wir noch einen Gast erwarten, sagte Herr Delius.

— Noch einen Gast — wen?

— Meinen Procuristen, Herrn Mansberg. Er verdient die Aufmerksamkeit, daß ich ihn von Zeit zu Zeit an meinem Tische sehe. Ich benutze heute die Gelegenheit, daß ich Ihnen den jungen Mann vorstelle, der in dem Comptoir den abwesenden Chef vertritt.

Zu weiteren Erklärungen blieb nicht Zeit. Doris trat ein, und meldete Herrn Mansberg. Der Commerzienrath empfing den Gast an der Thür und stellte ihn ceremoniell den beiden Damen vor. Wer Philippinen in diesem Augenblicke beobachtet hätte, würde einen Ausdruck bitterer Ironie in ihrem schönen Gesichte wahrgenommen haben. Durch jenes feine, gleichgültige Lächeln, das in den Salons so oft als Firniß dient, verbarg sie eine Erregung, die sich ihrer bei dem Erblicken des Procuristen plötzlich bemächtigt hatte.

— Herr Mansberg ist ja mein Landsmann! flüsterte sie, während einer tiefen Verneigung.

— Ich weiß es, antwortete lächelnd der Commerzienrath. Vielleicht habe ich mir durch diese ohne Zweifel nicht unangenehme Ueberraschung den Dank meiner Gattin verdient.

— Gewiß, gewiß! rief die junge Frau.

Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe Otto Worte finden konnte.

— Für mich ist diese Ueberraschung nicht minder groß und angenehm, sagte er mit kalter Artigkeit; wenn ich in derselben Dame die Gattin meines verehrten Chefs begrüße, die früher schon einige Freundschaft für meine Schwester an den Tag legte, so kann ich mich wohl in meiner gegenwärtigen Stellung ihrer Gewogenheit versichert halten.

Philippine hob stolz den Kopf, indem sie antwortete:

— Ich werde mich stets der freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrer Schwester Rosalie erinnern.

Man setzte sich zu Tische. Trotz der Mühe, die man sich gab, Unbefangenheit zu zeigen, blieb die Unterhaltung nicht frei von Affectation. Otto Mansberg wußte endlich geschickt das Gespräch auf geschäftliche Gegenstände zu richten und bei dieser Gelegenheit mit seinen Kenntnissen zu glänzen. Er sprach ruhig und bestimmt wie ein erfahrener Banquier. Um vier Uhr entfernte er sich unter dem Vorwande, daß das Comptoir seine Anwesenheit erfordere. Herr Delius empfing den Besuch eines auswärtigen Agenten. Lucie zog sich bald in ihr Zimmer zurück. Gleich nach der Entfernung des jungen Mädchens erschien Doris in dem Zimmer ihrer Herrin.

— Herr Mansberg ist ja hier! flüsterte sie überrascht.

— Ich weiß es. Hast Du ihn gesehen? fragte verlegen lächelnd die Commerzienräthin.

— Gesehen und gesprochen.

— Wo?

— Er redete mich an, als er durch das Vorzimmer ging. Mit bewegter Stimme bat er mich, Ihnen zu sagen, daß der Herr Commerzienrath mit dem Agenten, der angekommen, länger als eine Stunde beschäftigt sein werde. Sie möchten ihm während dieser Zeit eine Unterredung bewilligen. Empfangen Sie ihn, fügte Doris hinzu, als sie sah, daß Philippine überlegte. Es wird gut sein, wenn Sie seine Gesinnungen kennen lernen.

— Ich erwarte ihn in dem Salon! sagte sie entschlossen. Du bleibst in dem Vorzimmer.

Doris ging Nach zehn Minuten betrat der Procurist den Salon. Auf das Geräusch seiner Schritte erschien Philippine in der Thür des Boudoirs, das an den Salon grenzte.

— Sie haben mich um eine Unterredung bitten lassen, Herr Mansberg. Ich gewähre sie Ihnen in der Voraussetzung, daß Sie meine Stellung als Frau vom Hause nicht vergessen.

Otto's bleiches Gesicht war ruhig, wie immer. Er

gab durch eine nachlässige Verbeugung zu erkennen, daß er sich der Bedingung, die man ihm gestellt, fügen wolle. Philippine lud durch eine graziöse Handbewegung zum Sitzen ein; dann wartete sie, daß der Gast das Gespräch fortsetzen werde. In dieser Taktik liegt eine stolze Höflichkeit, die für den, der sie ausführt, von großem Vortheil ist. Philippine, die gewandte Dame, kannte diesen Vortheil. Mit dem Trauringe spielend, den sie an der zarten, blendend weißen Hand trug, eine Demonstration, die Otto verstand, saß sie ruhig in dem eleganten Fauteuil.

— Erlauben Sie mir, Frau Commerzienräthin, begann Otto mit fester Stimme, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch abstatte.

— Wozu?

— Zu der Vermählung mit Herrn Delius.

— Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen zweimal, denn vorzüglich Ihnen habe ich es beizumessen, daß ich heute die Gattin eines braven, geachteten Mannes bin. Man ist mitunter so verblendet, daß man den rechten Weg zu seinem Glücke nicht erkennt . . .

— Ihr Glück, Madame, ist ein verdientes! sagte Otto in einem Tone, der unentschieden ließ, ob er überzeugt oder ironisch sprach.

— Demnach muß ich Ihre genaue Bekanntschaft mit meinem Gatten voraussetzen.

— Jeder andere Mann, als der Commerzienrath, würde Ihrer Hand unwerth gewesen sein.

— Das ist eine seltene Aufrichtigkeit! rief Philippine spöttisch. Mein Herr, Ihr Benehmen, das Sie vor zwei Jahren mir gegenüber beobachtet, macht mich so kühn, den so eben ausgesprochenen Satz gelten zu lassen.

— Glauben Sie an meine Aufrichtigkeit, Madame! bat Otto.

— Gewiß, gewiß; ich will auch nicht daran zweifeln. Mein Glück ist ein so vollständiges . . .

— Dann vergessen Sie in Ihrem Glücke derer nicht, die leiden.

— Mein Gott! Leiden Sie vielleicht, Herr Mansberg? fragte sie dann mit einem sichtlich erkünstelten Erstaunen.

— Vielleicht!

— Vielleicht! rief sie lachend. Das klingt tragikomisch!

— Lassen Sie mich offen, ganz offen sein, Madame. Ich bin gekommen, um Ihre Großmuth in Anspruch zu nehmen. Ist man glücklich, so fühlt man sich geneigt Großmuth zu üben.

— Wohlan, was kann ich zu Ihren Gunsten thun?

Philippine kreuzte ihre schönen Arme und sah neugierig den jungen Mann an.

— Es gab eine Zeit, begann Otto ruhig, die ich zu der schönsten meines Lebens zählen kann, wenn Sie die Erinnerung daran nicht trüben.

— Wie wäre das jetzt noch möglich! Uebrigens, mein Herr, fügte sie sehr artig hinzu, erinnere ich Sie an die Voraussetzung, unter der ich Ihnen die Unterredung bewilligte.

— Ich kenne meine Pflicht, verehrte Frau.

— Fahren Sie fort.

— Ihnen ist es möglich, jener Zeit mit Gleichgültigkeit zu gedenken, Sie können über ein Spiel lächeln, das Sie aus Langweile mit mir getrieben.

Das Gesicht der Commerzienräthin verfinsterte sich; doch schon im nächsten Augenblicke verklärte es sich wieder zu einem bittern Lächeln. Otto, dem scharfen Beobachter, entging dieser Wechsel der Gemüthsbewegung nicht; aber er stellte sich, als ob er ihn nicht bemerkte.

— Kommen wir zum Ziele! bat Philippine artig.

— Sie beehrten mich früher mit Ihrer Gunst . . .

— Gut, mein Herr; doch warum erinnern Sie mich daran?

— Weil ich jetzt in der Lage bin, Sie um Ihre Protection zu bitten; daß Sie mir Schutz und Fürsprache

nicht verweigern werden, glaube ich um so sicherer anzunehmen zu dürfen, als ich unter Ihrem Glücke leidend gewesen bin. Sie haben Ihre Hand verschenkt — ich bewerbe mich um die Hand einer Dame, die allein im Stande ist, mich für einen herben Verlust zu entschädigen. Lucie, Ihre Stieftochter . . .

— Ah, meine Stieftochter! Herr Mansberg, in Ihrem letzten Briefe schrieben Sie mir, daß Ihr Herz für eine junge Dame glühe, daß Sie damals erst erfahren hätten, was wahre Liebe sei, und daß Sie an jeder Andern zum Verräther würden, der Sie von Liebe sprechen wollten. Hat sich Ihre Glut nun so plötzlich meiner schönen Stieftochter zugewendet? In diesem Falle ist es meine Pflicht, das junge unerfahrene Mädchen vor einem Don Juan zu warnen.

— Verzeihung, Frau Commerzienräthin, jene Dame, die mich die wahre Liebe kennen gelehrt, ist Fräulein Lucie. Ihretwegen bin ich in dieses Bankhaus eingetreten, ihretwegen habe ich mein Vermögen in die Unternehmungen des Herrn Delius gesteckt — und Lucien's wegen bin ich zu Allem fähig.

Philippine stand rasch auf. Ihre Augen blitzten, als sie fragte:

— Und Lucien's wegen sind Sie auch wohl an mir zum Verräther geworden? Sie sehen, ich habe eine

thörichte Liebelei vergessen; aber es heißt mir doch eine maßlose Großmuth zutrauen, wenn Sie von mir fordern, daß ich Ihre Bewerbungen unterstützen soll. Mein Mann thut Nichts ohne die Einwilligung seiner Frau . . .

— Verzeihung, ich habe die Einwilligung des Herrn Delius bereits.

— So bleibt mir Nichts zu thun. Meine Indifferenz mag Ihnen zeigen, daß ich den Einfluß, den mir meine Stellung giebt, nicht zu Ihrem Nachtheile verwende.

Auch Otto verließ seinen Platz.

— Sie wollen passiv bleiben, Madame, sagte er mit einem stechenden Blicke. Damit begnüge ich mich nicht.

— Mein Herr!

— Ich fordere mehr. Sie werden Ihrer Stieftochter sagen, wenn auch nicht mit dürren Worten, doch auf irgend eine verständliche Weise: Otto Mansberg ist der Mann, der mein Schwiegersohn werden muß; lernen Sie ihn näher kennen, und Sie werden seine Hand annehmbar finden. Sie werden, mit einem Worte, Alles thun, Madame, um mir die Erreichung meines Ziels zu ermöglichen.

— Und wenn nun Lucie nicht zu bewegen wäre?

— In diesem Falle würde ich Ihren feindlichen

Einfluß annehmen. Ein junges Mädchen läßt sich leiten, und Sie, Madame, sind scharfsinnig und gewandt genug, um unfehlbare Mittel zu finden. Sie brauchen nur zu wollen, und das Ziel ist erreicht. Daß unser früheres Verhältniß ein Geheimniß bleibe, liegt ebensowohl in Ihrem Interesse, als in dem meinigen; ich halte es für überflüssig, Verschwiegenheit anzuempfehlen. Wir sind im Klaren, nicht wahr? Aus Rücksicht für Sie ziehe ich mich zurück — Herr Delius könnte sein Geschäft mit dem Agenten beendet haben.

Otto Mansberg verneigte sich tief und verließ den Salon. Philippine stand einige Augenblicke regungslos an ihrem Platze.

— Das wäre nicht übel! flüsterte sie dann mit einem unbeschreiblichen Grolle. Ich soll ihm, der mich so unerhört verrathen, die Braut zuführen! Ist das ein Charakter! Im Grunde genommen kann ich mich glücklich preisen, daß ich nicht an diesen Mann gefesselt bin. Mir fällt es wie Schuppen von den Augen. Jetzt wird mir so Manches klar, worüber ich mir vergebens den Kopf zerbrochen habe. O, ich hasse ihn, ich hasse ihn aus dem tiefsten Grunde meiner Seele! Er will mich zwingen, meine neue Stellung zu seinem Vortheile zu verwenden. Beginnen Sie den Kampf mit einer Frau, Herr Mansberg, wir werden ja sehen, wer den Sieg davon trägt.

Doris öffnete leise die Thür.

— Sind Sie allein, Madame? flüsterte sie.

— Ja.

— So darf ich eintreten . . .

— Du kommst gelegen.

Die Zofe schlüpfte in das Zimmer und schloß die Thür.

— Madame, ich sehe es Ihnen an, Sie haben sich geärgert — und das dachte ich mir! begann Doris.

Philippine, die sich in einen Sessel geworfen, sah wirklich sehr erregt aus.

— Der unverschämte Mensch! rief sie zornig aus.

— Auch ich hätte Grund, mich über ihn zu ärgern, aber ich will es nicht, ich will über ihn lachen.

— Was hat er mit Dir?

— Er ging an mir vorüber und warf mir einen spöttischen, vielsagenden Blick zu. Dann blieb er stehen, als ob er mit mir sprechen wollte. Ich sah, daß sein Gesicht sehr bleich war und daß seine Lippen zuckten. Wie anders war er, als vor der Unterredung. Damals war er freundlich und sprach in einem beinahe schmerzlichen Tone — jetzt sah er mich mit stolzen Blicken vom Kopfe bis zu den Füßen an. Ich glaube, er wollte mich aufbringen.

— Und Du, was machtest Du?

— Nun, ich konnte aus diesem Benehmen schließen, wie die Unterredung mit Ihnen abgelaufen war. Deshalb kreuzte ich die Arme und sah ihn eben so spöttisch an. Herr Mansberg lachte und ging. Aber in diesem Lachen, das mich offenbar ärgern sollte, lag eine Art Desperation, eine Bitterkeit, mit einem Worte ein Aerger. Mir scheint, der gute Mann wird uns Umstände machen, wenn nicht einige Verlegenheit bereiten.

— So scheint es auch mir.

— Suchen Sie ihn fortzuschaffen, Madame.

— Das wird schwer halten.

— Sie vermögen viel über den Herrn Commerzienrath.

— Wohl wahr.

— Geben Sie Ihre Abneigung gegen den Menschen zu erkennen.

— Mein Mann hält große Stücke auf ihn, da er in dem Comptoir nützlich ist.

— Immerhin. Ein Tropfen Wasser, wenn er lange auf eine und dieselbe Stelle fält, höhlt einen Stein aus. Wir werden schon Mittel finden, unser Ziel zu erreichen.

— Doris, auf Deine Verschwiegenheit und Anhänglichkeit kann ich zählen . . .

— Wie Sie auf sich selbst zählen können, Madame!

Die Zofe legte beide Hände auf den Busen, als Zeichen der Versicherung.

— Und nun wiederhole ich Dir, daß ich für eine gute Ausstattung sorge, wenn Du Dich später einmal verheirathen willst.

— Du lieber Gott, ich bin dreißig Jahre alt! seufzte Doris.

— Gerade so alt, als ich.

— Ah, ich kann mich mit Ihnen nicht vergleichen! Wer Ihr Alter nicht kennt, würde Sie für drei= bis vierundzwanzig Jahre halten.

— Lassen wir das, Doris. In den Comptoirs meines Mannes sind wohl ein Dutzend unverheiratheter Commis — sieh Dich um — wenn einem solchen Manne eine feste Stellung gesichert wird, so entschließt er sich leicht, zu heirathen. Verlaß Dich darauf, ich werde schon für Dich sorgen. Bleiben wir jetzt bei der Sache. Otto Mansberg will die Tochter meines Mannes heirathen.

— Fräulein Lucie?

— Keine andere.

— Der Schlankopf! rief Doris. Die junge Dame ist nicht häßlich und besitzt ohne Zweifel ein großes Vermögen.

— Um dahin zu gelangen, hat er mich um meine Protection ersucht.

— So! Und Sie?

— Ich habe ihm gesagt, daß ich in der Sache völlig indifferent bleiben würde.

— Ganz recht, dies ist der beste Ausweg.

— Damit ist aber Mansberg nicht zufrieden.

— Was will er mehr? rief Doris erstaunt.

— Er will, das ich ihn in seinem Heirathsprojecte unterstütze. Auf die Genehmigung des Commerzienraths kann er rechnen, er hat sie selbst schon — was schließest Du nun aus der Forderung Mansbergs, Doris?

— Der Schluß ist nicht schwer zu ziehen. Wenn Jemand leicht zu seinem Ziele gelangt, braucht er keine Hülfe, und da Herr Mansberg Hülfe sucht, muß er Schwierigkeiten zu überwinden haben . . . sollte nicht Fräulein Lucie selbst . . .

— Ganz recht, Lucie selbst soll ich geneigt machen.

— Das ist eine impertinente Forderung!

— Ich habe sie entschieden abgelehnt.

— Wie sich von selbst versteht. Der gute Herr verdiente dafür eine derbe Züchtigung, die ich ihm bereiten werde.

— Nun aber glaube ich aus Mansbergs Worten schließen zu können, daß er feindlich gegen mich auftreten wird.

— Wir weisen ihn als einen Verläumder zurück, und

dabei kann er seinen Posten einbüßen. Unser Vertheidigungssystem werden wir schon aufstellen, sobald wir merken, wie er uns angreift. Jedenfalls aber müssen wir uns der Tochter vom Hause versichern.

— Das ist die erste Nothwendigkeit! rief Philippine. Statt dahin zu streben, wie unser erster Plan war, Lucie zu entfernen, müssen wir sie an uns fesseln, sie muß an unsere aufrichtige Theilnahme glauben. Ich will gern die Unannehmlichkeit ertragen und meiner Eitelkeit das Opfer bringen, mich an der Seite meiner erwachsenen Stieftochter zu zeigen.

— Mir scheint, Madame, Sie haben einen Vergleich mit Fräulein Lucie nicht zu fürchten. Die Stieftochter ist schön, die Stiefmutter ist reizend . . .

— Gut, Doris! sagte lächelnd die Commerzienräthin, Dein Urtheil über mich ist ein bestochenes —

— Ich will Ihnen nicht schmeicheln — Alles, was recht und wahr ist . . .

— Weiter, weiter! Lucie hängt an der alten Anne, wie an ihrer zweiten Mutter, und diese Alte, so häßlich sie auch ist, müssen wir wieder aussöhnen, denn wir haben sie am Tage unserer Ankunft gekränkt. Nähere Dich zuerst wieder, sei zuvorkommend, freundlich und räume der Wirthschafterin scheinbar die Rechte ein, die sie zu besitzen glaubt.

— Es wird mir schwer, Madame, aber ich werde Ihren Befehl erfüllen.

— Nun noch eine Frage, Doris.

— Was wollen Sie wissen?

— Du kennst das unglückliche Verhältniß, das eine Zeit lang zwischen mir und Mansberg bestanden hat.

— Ich kenne es, leider!

— Leider! möchte auch ich ausrufen. O mein Gott, wenn es nicht stattgefunden hätte, was würde ich darum geben! Doch es ist nun einmal so, fügen wir uns. Mir scheint, Mansberg wird dieses Verhältniß zu seiner Rache benützen . . .

— Immerhin, er schadet dadurch mehr sich selbst, als Ihnen. Konnten Sie wissen, daß der Commerzienrath sich um Ihre Hand bewerben würde? Sollten Sie die Annäherung eines jungen Mannes verschmähen, der sich eines guten Rufes zu erfreuen hatte?

— Wohl wahr!

— Der Herr Commerzienrath ist verheirathet gewesen, und Sie haben ein zartes Verhältniß gehabt, aus dem ebenfalls eine Heirath hätte werden können. Mir scheint, Sie haben sich Beide gegenseitig keine Vorwürfe zu machen. Dies wollen Sie doch wissen, liebe Madame?

— Ja!

— Ueber diesen Punkt beruhigen Sie sich. Kann

Herr Mansberg nicht schweigen, nun so mag er reden. Ihnen wird dann Gelegenheit geboten, sich über den saubern Herrn auszusprechen. Seine Entlassung aus dem Dienste ist dann so gewiß, als Amen in der Kirche. Der Herr Commerzienrath kann doch den Mann nicht stets um sich sehen, der ihm selbstverständlich verhaßt sein muß. Das wird auch Herr Mansberg begreifen und schweigen. Uebrigens bleibt es bei unserm Plane!

Die Commerzienräthin reichte der Zofe lächelnd die Hand.

— Du bist eine wahre Perle für mich, Doris! flüsterte sie. Ich hoffe, daß dieser peinliche Zustand bald vorübergehen wird.

Das Erscheinen des Commerzienraths unterbrach das Gespräch zwischen Herrin und Zofe.

Neuntes Kapitel.

Die nun folgende Zeit verfloß ruhig. Jede der Personen unserer Geschichte war mit sich selbst beschäftigt, jeder dachte daran, seine Stellung zu sichern und Pläne auszuführen. Der Commerzienrath blieb kalt, wie zuvor, gegen seine Tochter; dafür aber zeigte sich Philippine um so freundlicher, die Stiefmutter suchte die Stieftochter auf. Lucie konnte sich immer noch kein Urtheil über den Charakter der Frau bilden, die am Tage der Ankunft sich so abstoßend gezeigt, die Ordnung im Hause umzustoßen drohte, und nun so gefügig und zuvorkommend geworden war. Handelte sie auf Veranlassung des Vaters? Hatte sie ihr Urtheil über die Tochter vom Hause geändert, oder verfolgte sie einen besondern Plan bei dieser Annäherung, vielleicht zu Gunsten des Geschäftsführers?

Argwohn und Mißtrauen waren der reinen Seele Luciens fremd; aber da sie liebte, da sie den kostbarsten Schatz ihres Herzens in Gefahr wähnte, war sie, wie

alle Frauen, wenn sie vor einer Gefahr zittern, vorsichtig und schlau geworden. Während Paul in dem Comptoir beobachtete, beschloß sie, in der Familie zu beobachten. Und aus diesem Grunde waren ihr die Annäherungen der Dame lieb, die übrigens eine ausgezeichnete Bildung und den feinsten Takt in ihrem Benehmen verrieth.

Sagen wir einige Worte über die Gattin des Banquiers.

Philippine, die Tochter eines hochgestellten Beamteten, war schön und geistreich, aber sie besaß kein Vermögen. Bereits dreimal hatte sie die Aussicht gehabt, passend unter die Haube zu kommen — die Schuldenlast des Vaters, die kein Geheimniß war, hatte die Freier wieder vertrieben. Da es bei solchen Gelegenheiten nie an kleinen und großen Intriguen fehlt, so war Philippine Meisterin darin geworden. Durch den Rückgang des letzten Verhältnisses, das wirklich ein zärtliches gewesen, war sie besonders tief verletzt, es hatte mehr das Herz, als Berechnung dabei gesprochen. Philippine hatte wahrhaft geliebt. Ihre Verbindung mit dem Commerzienrathe, der für einen Crösus galt, hatte nicht die Liebe, sondern Speculation und mehr noch die Furcht geschlossen, bei dem vorrückenden Alter und den traurigen Vermögensverhältnissen der Familie nie den Hafen der Ehe zu erreichen. Unter diesen Umständen konnte es für die an

Eleganz und Bequemlichkeit gewöhnte Dame keine passendere Verbindung geben, als die mit dem reichen Herrn Delius, der trotz seiner sechsundvierzig Jahre und seines eigenthümlichen Charakters immer noch ein angenehmer Mann war. Herr Delius bedurfte keines Vermögens, er suchte eine schöne und geistreiche Frau, die ihm Zerstreuung gewährte. Diesen Anforderungen entsprach Philippine vollkommen, sie sprach gut, spielte meisterhaft das Piano-Forte und sang zum Entzücken schön.

Die Geheimhaltung der Heirath bis zum letzten Augenblicke war eine Consequenz des Charakters des Banquiers: wie bei jedem seiner Geschäfte liebte er es nicht, daß man vorher darüber sprach; war es abgemacht, so kümmerte ihn das Urtheil der Welt nicht.

Philippine hatte sich gern dieser Bedingung gefügt, denn sie gelangte um so sicherer zum Ziele, da die Vergangenheit von der bei solchen Gelegenheiten geschäftigen Medisance nicht berührt wurde. So waren beide plötzlich als Mann und Frau aufgetreten, nachdem man die Vorbereitungen in aller Stille betrieben hatte. Die Commerzienräthin spielte nun die vornehme und reiche Dame mit einer bewunderungswürdigen Virtuosität. Die Freunde wünschten dem Banquier Glück dazu, vorzüglich der Doctor Fabrici, der ihm längst eine Wiederverheirathung dringend ans Herz gelegt. Wir fügen noch hinzu, daß

der würdige Arzt das besondere Vertrauen des Banquiers besaß, und daß er sein Vermögen dem Bankhause übergeben hatte.

Es schien, als ob mit Herrn Delius seit der Verheirathung wirklich eine vortheilhafte Veränderung vorgegangen sei; er besuchte Concerte, Theater und Bälle, und zeigte sich stets mit seiner strahlenden Gattin, die man allgemein sehr schön fand. Die Glückwünsche nahm er mit großer Befriedigung auf. Ein junger, eitler Mann hätte nicht stolzer auf seine junge Gattin sein können.

Lucie freute sich in wahrhaft kindlicher Liebe über diese Veränderung ihres Vaters; sie erblickte darin eine Bürgschaft für sein künftiges Glück, und vielleicht auch für ihr eigenes.

Hatte sich Herr Delius nun über seine Familienverhältnisse nicht mehr zu beklagen, so ward ihm auch kein Grund zur Unzufriedenheit mit seinem Bankhause geboten: Otto Mansberg leitete die Geschäfte mit großer Umsicht, musterhafter Sorgfalt und, was viel zu bedeuten hatte, mit seltenem Glücke. Nach und nach stellten sich seine Unternehmungen als erfolgreich heraus. Somit wuchs das Vertrauen des Chefs, der sich nun sorglos den Zerstreuungen hingab, die seine Gattin ihm bereitete.

Das kostbare Monument auf dem Friedhofe war

vergessen — wenigstens von dem glücklichen Commerzienrathe. Lucie setzte, selbst im Winter, ihre heimlichen Besuche fort, nicht selten in Gesellschaft Anne's. Diese Besuche erhielten in gewissen Kreisen die Ansicht aufrecht, daß die reizende Lucie gemüthskrank und für die Welt und ihre Freude verloren sei.

Die erste Hälfte des Winters verfloß ruhig.

Der Banquier war gezwungen, nach den Einladungen die er empfangen und angenommen hatte, den befreundeten Familien ein Fest in seinem Hause zu geben. Philippine war entzückt, als sie die Absicht ihres Mannes vernahm.

— Zeigen wir, sagte sie, daß wir zu leben wissen.

Man traf die Vorbereitungen. Herr Delius setzte eine namhafte Summe aus.

— Ah, rief Philippine, das ist nicht genug!

— Warum?

— Wir geben nur ein Fest, aber ein glänzendes.

— Sechshundert Thaler, meine liebe Philippine . . .

— Sind für den ersten Börsenmann der Stadt zu wenig. Man soll uns nicht des Geizes anklagen. Wir geben nur ein Fest, wie gesagt; aber auf dieses eine Fest muß sich die Aristokratie das ganze Jahr freuen. Eine Einladung von Ihnen muß den Stolz, die Eifer-

sucht erregen. Wer unser Winterfest nicht besucht, gehört nicht zu der Aristokratie.

Herr Delius lächelte. Ihm schien die Stellung zu gefallen, die Philippine seinem Hause anweisen wollte. Der Doctor Fabrici, der zufällig erschien, billigte den Plan der Dame. Der gute Mann ward aber von einem andern Grunde geleitet: er wollte seinen Freund in eine völlig andere Sphäre versetzen, damit die Vergangenheit aus seinem Gedächtnisse verwischt würde.

— Was ist es weiter? fügte er lächelnd hinzu. Sie haben so lange wie ein Anachoret gelebt, haben so wenig auf die Freuden des Lebens verwendet, daß Sie Ihre Gattin wohl standesgemäß und mit Eclat der Welt vorführen können. Der Löwe gebiert nur ein Junges, aber es ist ein Löwe.

Herr Delius bewilligte, was Philippine forderte.

Man stellte die Liste der Gäste auf. Sie ward sehr zahlreich.

Herrn Mansberg dürfen wir nicht vergessen, sagte der Chef. Er ist zwar der Welt gegenüber nicht so selbstständig ...

— Aber er ist Ihr Procurist, fiel die Gattin rasch ein. Ich halte es für ein großes Versehen, wenn Sie es unterlassen, den jungen Mann aufzuzeichnen. Daß die übrigen Diener davon ausgeschlossen bleiben, versteht sich von selbst.

8*



— Einer darf nicht fehlen.

— Wer?

— Mein alter Kassirer Graff. Sie kennen ihn noch nicht. Der alte treue Diener würde sich in tiefster Seele verletzt fühlen, wenn wir ihn ausschlössen.

— Ich fürchte nur, daß die Erscheinung des Alten zu den Gästen nicht paßt . . .

— Mein Kind, Graff ist ein verständiger, ein taktvoller Mann. Durch die Einladung wird er sich zwar geehrt fühlen, aber ich glaube, er ersinnt einen passenden Grund, um sie abzulehnen.

— Gut, gut; ich opponire nicht. Handeln Sie nach Gefallen, mein lieber Mann.

Sie bot ihm schmeichelnd den Mund zum Kusse.

— Daß Lucie erscheint, versteht sich von selbst! sagte sie dann eifrig. Man hat, vielleicht aus einer zu zarten Rücksicht für mich, es unterlassen, meine Stieftochter mit zu den Festen einzuladen, die wir bisher besucht haben — die Leute sollen nicht glauben, daß es mir lästig ist, mich an der Seite des schönen Mädchens zu zeigen. Ich halte dafür, daß dieses Vorurtheil existirt und darum will ich es bekämpfen. Lucie wird mit mir die Honneurs machen — vorausgesetzt, daß Sie Ihre Einwilligung dazu geben.

Ueber des Commerzienraths Stirn flog eine trübe Wolke.

— Liegt Ihnen daran, Philippine? fragte er in einem Anfluge von Melancholie.

— Offen gestanden, ja! Ich habe das Kind so lieb gewonnen, als ob es meine Schwester wäre. Und nun bedenken Sie, mein Freund, wie wenig Zerstreuungen Lucie hat — sie fügt sich dem einsamen Leben mit einer Ergebung, die mich rührt. Vergönnen Sie mir, daß ich Ihrer Tochter sei, was mein Herz wünscht: nicht eine kalte Stiefmutter, sondern eine warme Freundin. Den trüben Geist, der vor meiner Ankunft in diesem Hause herrschte, möchte ich völlig verbannen. Und nun, frage ich, was werden die Gäste denken, wenn Lucie fehlt? Wenn sie fehlt in unserm eigenen Hause! Mein Gott, ich möchte die Vermuthungen nicht kennen lernen, die man diesem Umstande unterschiebt. Also, mein Freund? fragte sie mit ihrem zärtlichsten Lächeln.

Der Commerzienrath drückte sie an seine Brust.

— Sie sind eben so gut, als Sie schön sind, Philippine! Handeln Sie nach Gefallen, Sie sind meiner Billigung gewiß.

Diese Unterredung trug dazu bei, die Gunst und Achtung zu erhöhen, in der Philippine bei ihrem Gatten stand.

Die Zurüstungen zu dem Balle, der in vierzehn Tagen abgehalten werden sollte, begannen. Philippine

betrieb sie in einem wahrhaft großartigen Maßstabe. Die Einladungen flogen nach allen Seiten. Tapezierer arbeiteten in den Zimmern; der Salon ward zu einem Paradiese mit duftenden Blumen und Gesträuchen umgeschaffen. Das beste Orchester der Stadt ward zu Concert- und Ballmusik engagirt. Philippine zeigte ihre Kenntnisse in der Musikliteratur: sie selbst stellte das Programm auf.

Um auch die alte Anne zu versöhnen, ließ die Herrin vom Hause sie kommen. Die Wirthschafterin, welche die erlittene Beleidigung immer noch nicht vergessen konnte, erschien mit einem grämlichen Gesichte.

— Sind Sie noch böse, liebe Frau? fragte freundlich Philippine.

— Ich komme, um nach den Befehlen meiner Herrin zu fragen, sagte ausweichend die alte Anne.

— In dem vorliegenden Falle, meine liebe Frau, möchte ich nicht befehlen; ich bedarf Ihres Rathes, Ihres Beistandes, und wende mich in diesem Sinne an Sie.

Nun theilte sie ihr mit, daß der Commerzienrath einen großen glänzenden Ball geben würde. Dem Stolze Anne's schmeichelte es nicht wenig, als die Frau vom Hause ihr die Beaufsichtigung der Küche übertrug, und als sie hörte, daß zwei Köche unter ihrem Commando stehen sollten. Die gute Alte konnte nicht ausweichen,

sie war zu sehr mit dem Hause Delius verwachsen, als daß ihr diese ehrenvolle Ausgleichung der schwebenden Differenzen nicht willkommen sein sollte. Sie versprach nach Kräften zu schaffen, aber nur unter der Bedingung, daß die Doris der Küche fern bleiben sollte. Philippine versprach es ihr.

— Wird Fräulein Lucie an dem Balle theilnehmen? fragte die Alte.

— Ah, die Tochter vom Hause darf nicht fehlen! rief die schöne Frau.

— Ich habe sie noch nie im Ballstaate gesehen, meinte Anne lächelnd. Das arme Mädchen hat in den letzten Jahren wenig heitere Stunden gehabt. Ach, es ist recht gut, daß Sie ein wenig für Zerstreuung sorgen.

Philippine vollendete jetzt die Umwandlung der alten Wirthschafterin.

— Vielleicht hat Lucie nicht Lust, den Ball zu besuchen, sagte sie; aber ich zähle auf Ihren Einfluß. Sie sind der jungen Dame eine zweite Mutter und werden sie zu bestimmen wissen. Sie erzeigen nicht nur mir, sondern auch meinem Gemahl eine Gefälligkeit.

Anne ging, sie war zufrieden mit der neuen Herrin.

— Es wird schon Alles gut werden, dachte sie; man

muß sich nur erst näher kennen lernen. Wie anders ist die stolze Frau heute!

Lucie war wider Erwarten nicht schwer zu bestimmen; sie willigte ein, als sie hörte, daß der Vater ihre Anwesenheit wünschte. Denselben Tag noch machten die beiden Damen Einkäufe und gaben den Modistinnen Aufträge. Philippine war zufrieden mit dem Verlaufe der Dinge, sie verfolgte einen Plan, dessen Gelingen in sicherer Aussicht stand. Otto Mansberg mußte isolirt, und endlich aus der Gunst des Commerzienraths verdrängt werden. Die Parteien fingen an, sich zu bilden. Philippine war im Stillen thätig, um zur rechten Stunde die Mine springen zu lassen. Von dem Balle versprach sie sich eine große Wirkung.

Die Zeit verfloß. Otto Mansberg, der rastlos thätige Procurist, hatte die Einladung angenommen. Philippine hörte mit innerm Verdruß die Lobeserhebungen, die der Banquier seinem Geschäftsführer zollte. Von der Heirath war nicht die Rede; die Gattin hütete sich, Lucien's entschiedene Weigerung auszusprechen, und der Gatte erwähnte mit keiner Silbe des Projects, das er früher als so wünschenswerth bezeichnet hatte. Dieses Schweigen ihres Mannes suchte sich Philippine vergebens zu deuten.

Endlich erschien der große Tag. Das Haus des

Herrn Delius war prachtvoll eingerichtet. Ein halbes Dutzend Lohndiener tummelten sich am frühen Morgen schon in Küche, Keller und Saal. Anne war die Geschäftigkeit selbst. Verstand sie auch nicht viel von der Herstellung einer feinen Tafel, so gab sie sich doch das Ansehen der Oberbefehlshaberin. Doris blieb fern; die Zofe hatte mit der Toilette ihrer Herrin und der Lucien's zu thun. Die Commerzienräthin benutzte ein Zimmer im ersten Stocke, da sämmtliche Räume des Parterre's dem Feste bestimmt waren.

Es war Ende Januar. Der Winter übte seine Strenge aus; man hatte selten eine so große Kälte gehabt. Gegen sieben Uhr Abends hatten die beiden Damen ihre Toiletten vollendet. Sie trafen sich in Luciens Zimmer.

— Doris hat ein Meisterstück gemacht! rief die Commerzienräthin, erstaunt über die blendende Schönheit ihrer Stieftochter.

Auch Lucie war erstaunt über ihre Stiefmutter; sie mußte sich eingestehen, daß ihr Vater mit Geschmack gewählt hatte. Das war eine Salondame vom Scheitel bis zur Zehe. Sie trug ein Kleid von schwerer himmelblauer Seide, mit kostbaren weißen Spitzen besetzt. Das blonde Haar schmückte eine künstliche Myrthe. Collier und Bracelet, die Hochzeitsgeschenke des Commerzienraths,

waren werthvoll und nach dem neuesten Geschmacke. Selbst Diamanten fehlten nicht.

Lucie war einfach in weiße Seide gekleidet, wie es Philippine vorgeschlagen hatte. Eine edle, wunderholde Erscheinung! Durch das schwarze Haar wand sich ein grüner Zweig mit kleinen Moosrosen. Das zarte, blasse Gesicht färbte die Röthe der Aufregung. Den schlanken Hals schmückte eine einfache Goldkette mit einem kleinen Diamantkreuze — das Erbstück von der Mutter. Wie köstlich hob das weiße Kleid, ein Meisterstück der ersten Modistin der Stadt, die schönen harmonischen Körperformen hervor. Natürliche Grazie und Anmuth kamen der Toilette zu Hülfe, um die Stieftochter zu einer pikanten Erscheinung zu machen.

Philippine war nicht neidisch; sie war erfreut über das Werkzeug ihrer Rache. Was mußte Mansberg bei dem Erblicken dieses Engels empfinden, der seiner Liebe unerreichbar war! Wahrlich, Lucie konnte die Liebe zur Leidenschaft steigern.

Noch bewunderten sich die beiden Frauen gegenseitig, als sich ein Klopfen an der Thür vernehmen ließ.

— Geh, Doris!

Die Zofe öffnete und trat in das Vorgemach. In dem nächsten Augenblicke erschien sie wieder.

— Wer ist da? fragte Philippine.

— Ein Bote des Herrn Commerzienrathes.

— Nun?

— Der Commis bringt einen Auftrag von seinem Chef.

— An wen?

— An Sie, Madame; er will den Auftrag selbst ausrichten, wie ihm befohlen.

— Wir können ihn wohl empfangen? wandte sie sich an Lucien.

— Ich ziehe mich zurück, Madame . . .

— Nein, nein! Zwischen mir und meinem Manne herrscht kein Geheimniß, das Sie nicht wissen dürften. Geh, Doris, und laß den Boten eintreten.

Die Thür ward geöffnet, und Paul, der Commis, trat ein. Ein freudiger Schreck durchzuckte Lucien, als sie den Geliebten erblickte. Philippine schrieb die Verwirrung des jungen Mannes dem Anblicke der glänzenden Balldamen zu.

— Was bringen Sie? fragte sie stolz.

— Der Herr Commerzienrath läßt Ihnen sagen, daß ein fremder Gast angekommen sei —

Der arme Paul hatte wirklich seine Fassung verloren.

— Hat man Ihnen den Namen des fremden Gastes nicht genannt?

— Ja, der Herr Hofrath Gerard . . .

— Mein Vater! Mein Vater! rief Philippine. Ist es denn möglich? Wo befindet sich der Hofrath?

— In dem Zimmer meines Herrn. Ehe die Frau Commerzienräthin in den Saal ginge, möchte sie . . .

Paul konnte nicht ausreden. Philippine war so erregt, daß sie rief:

— Liebe Freundin, leihen Sie mir einen Mantel aus Ihrer Garderobe — ich muß den Vater begrüßen, der im Winter eine so weite Reise unternimmt . . .

— Es ist kalt, wenn der Herr Hofrath sich in dieses Zimmer bemühte . . .

— Nein, nein; die Corridors sind erwärmt — ich bitte, meine liebe Freundin — Doris wird mich begleiten — Es ist drei Viertel auf sieben Uhr — punkt sieben Uhr treffen wir uns in dem Saale.

Sie hüllte sich in den dargereichten Mantel und eilte in großer Aufregung aus dem Zimmer, ohne Paul zu bemerken, der wie eine Statue an der Wand stand. Die beiden Liebenden waren nun allein. Lucie trat dem jungen Manne näher, und reichte ihm lächelnd die kleine Hand. Durch die Berührung derselben erhielt er seine Fassung wieder.

— Lucie! Lucie! stammelte er.

— Mein Vater sendet Sie in diesem Augenblicke . . .

— Weil alle Diener beschäftigt sind, selbst der alte

Heinrich hat einen Posten erhalten. Ach, ich übernahm diesen Botendienst gern, denn er verschaffte mir die so lange entbehrte Gelegenheit, Sie zu sehen. Und nun treffe ich Sie in der Balltoilette! fügte er betrübt hinzu.

— Ich bliebe lieber in meinem Zimmer, versetzte die junge Dame. Aber ich darf in dem Saale nicht fehlen, ohne Aufsehen zu erregen. Hätte ich eine Einladung für Sie erwirken können . . .

— Mein Vater ist geladen.

— Und wird er kommen? fragte Lucie rasch.

— Er hat sich auf Zureden meiner Mutter dazu entschlossen. Der alte Mann liebt die rauschenden Vergnügungen nicht.

— O, wie freue ich mich, ihn zu sehen. Paul, ich bat Sie, Ihrem Vater zu sagen, daß wir uns lieben.

— Er weiß Alles! rief der Commis eifrig. Ach, Lucie, und Sie wiederholen es mir jetzt . . .

— Die Toilette ändert mein Herz nicht, flüsterte sie lächelnd. Wäre es mir doch bald vergönnt, Ihnen im Brautkleide entgegenzutreten. Für wen habe ich mich geschmückt? Oder richtiger gesagt, für wen hat man mich geschmückt? Ein trauliches Stündchen an Ihrer Seite wäre mir lieber, als der lästige Ball, an dem Sie nicht theilnehmen.

Sie reichte ihm den blühenden Mund zum Kusse.

Der arme Paul empfand alle Wonnen und Schmerzen der Liebe, die ihn verzehrte. Er konnte die reizendste aller Balldamen küssen!

— Lucie, rief er, ich kann sterben, aber nicht von Ihnen lassen! Ach, wie glücklich machen Sie mich — und doch, wenn ich bedenke, daß ich ein armer Commis bin — wenn ich die Kluft ermesse, die zwischen Ihnen und mir liegt —

— Still, mein Freund! Haben Sie kein Vertrauen zu Ihrer Lucie? Sie sind ja nie so kleinmüthig gewesen, als jetzt, da ich im Ballstaate vor Ihnen stehe. Fast möchte ich wünschen, daß Sie mich diesen Abend nicht gesehen hätten.

— Lucie, verzeihen Sie meiner Liebe! bat Paul. Wollte ich dem Drange folgen, der mich beseelt, so möchte ich Ihnen sagen, daß Sie mir wie ein unerreichbarer Engel erschienen.

— Und nun, gute Nacht, Paul! flüsterte sie lächelnd. Während Sie träumen —

— Von Ihnen, Lucie!

— Muß ich tanzen —

— Vielleicht mit Mansberg.

— Ja, vielleicht! Aber wenn mich Ihr guter Vater durch den Saal führt, so werde ich denken — Paul tanzt mit mir! Beruhigen Sie sich, Sie sind glücklicher

als ich! Nun gehen Sie, man könnte uns überraschen.

— Gute Nacht!

— Gute Nacht!

Zitternd küßte Paul die Geliebte noch einmal; dann entriß er sich gewaltsam dem Anblicke derselben. Er eilte in das Comptoir, schloß die Kasse, und ging nach seiner Wohnung, um von der Geliebten, die er in der Balltoilette gesehen, zu träumen.

Eine Viertelstunde später erschien Philippine wieder; sie war hoch erregt über die Ankunft des Vaters, der, wie sie sagte, einige Stunden auf dem Balle zubringen würde.

Es schlug sieben Uhr. Die beiden Damen betraten den Saal, wo sie Herrn Delius antrafen. Der erstaunte Vater warf einen Blick auf seine Tochter.

— Gefällt Ihnen unsere Lucie? flüsterte ihm Philippine zu.

Des Banquiers hatte sich eine tiefe Bewegung bemächtigt, die er vergebens zu verbergen suchte. Er sah seine verstorbene Gattin, seine Helene. Als sie mit ihm zum Altare trat, hatte sie ein einfaches, weißes Kleid getragen, wie Lucie heute; dasselbe Diamantkreuz hatte den reizenden Busen geschmückt, das heute die Balldame trug. Die Erinnerung an jenen glücklichen Tag war

so lebhaft, daß er sich sagen mußte: die Tochter ist das getreue Abbild der Mutter.

Lucie ward schmerzlich berührt, als sie den Eindruck bemerkte, den sie auf den Vater ausübte, sie begriff, daß die alten Herzenswunden desselben bluteten. Wie gern hätte sie sich entfernt, um dem geliebten Vater die Ruhe zurückzugeben.

— Ich erinnere ihn an den unersetzlichen Verlust, dachte sie; sein Gesicht verfinstert sich . . .

— Mein Kind! murmelte der Commerzienrath.

Die Ankunft der ersten Gäste unterbrach diese Familienscene in der Entwickelung. Man war gezwungen, zu empfangen. Draußen rasselten die Equipagen — es traten Gäste auf Gäste ein. Die Diener flogen von allen Seiten herbei. Obgleich Philippine mit Befremden die Verstimmung ihres Gatten bemerkt hatte, so zeigte sie sich doch als die fein gebildete, gewandte Dame. Man war erfreut über die blendend schöne Gattin, die sich der Banquier gewählt hatte. Lucien, die ihr zur Seite stand, kannten nur wenige. Eine alte Dame rief aus:

— Mein Gott, Herr Delius, ist Ihre Helene aus dem Grabe erstanden? Da steht sie vor mir, wie sie leibt und lebt! So sah sie aus, als sie mit Ihnen zur Kirche fuhr. Wie seltsam, wie wunderbar! Grüß' Gott, mein Kind, ich habe Sie seit Jahren nicht gesehen!

— Diese Dame, die Gattin eines Kapitalisten, gehörte zu dem Geschlechte der Allwissenden, einem weitverbreiteten Geschlechte in der Geldaristokratie. Was sie einmal wußte, vergaß sie so leicht nicht wieder, und dafür, daß sie so viel erfuhr, sorgte sie schon.

Philippine hatte diese Worte gehört; sie begriff jetzt die Bewegung ihres Mannes, der sich durch die Unterhaltung mit den eintretenden Herren zu zerstreuen suchte.

Da trat auch der Kassirer Graff ein. Der alte Mann trug einen schlichten schwarzen Frack, dessen Schnitt einem längst entschwundenen Decennium angehörte. Philippine kannte ihn nicht, doch errieth sie, wer es sei. So konnte nur der über Registern aus Zahlen ergraute Kassirer aussehen, der Mann des Bücherstaubes und des Metalls. Seine Gattin, die stolz auf die Einladung war, obgleich sie sie nicht theilen durfte, hatte ihn so gut als möglich ausstaffirt: das spärliche, graue Haar war glatt gekämmt und so gelegt, daß es zum Theil die große Glatze bedeckte, Weste und Halskrause waren schneeweiß und die Festtagsbreloques mit der starken, goldenen Uhrkette glänzten auf den schwarzen Pantalons, die eigens zu dem Balle gekauft waren. Wie glatt war das gutmüthige und doch so ernste, von tausend Furchen durchzogene Gesicht rasirt.

Graff, der seit der Renovation diese Räume nicht

betreten, blieb, wie von dem Glanze geblendet, an der Thür des Saales stehen, nachdem er sich tief verneigt hatte. Der Commerzienrath sah ihn, ergriff seine Hand und führte ihn seiner Gattin zu.

— Mein Kassirer, mein ältester und treuester Diener!

Philippine grüßte stolz durch eine Verneigung; dann wandte sie sich einer ankommenden Dame zu.

Auch der Commerzienrath konnte sich nicht lange mit dem Greise beschäftigen, neue Gäste nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

— Herr Graff! flüsterte Lucie.

Der Kassirer sah zur Seite.

— Kennen Sie mich denn nicht?

— O mein Gott!

— Was ist Ihnen denn?

— Freilich kenne ich Sie. Fräulein Lucie — Sie können keine andere sein. Verzeihung, fügte er gutmüthig hinzu — Sie erinnern mich so lebhaft an Ihre Frau Mutter, daß ich mich kaum von meinem Erstaunen erholen kann.

— Sprechen Sie sich meinem Vater über diesen Punkt nicht aus.

— Nein, nein; mein Sohn hat mir schon Alles gesagt. Und sehen Sie, mein liebes Fräulein, fügte er geheimnißvoll hinzu, darum bin ich gekommen. Paul

ließ mir nicht Ruhe, denn hier kann ich ja mit Ihnen einmal sprechen.

— Und tanzen, mein lieber Herr Graff! flüsterte Lucie lächelnd.

— O, o! Meine alten Beine sind nicht mehr dazu eingerichtet. Wenn man fünfundsechzig Jahre zählt . . .

— Sie führen mich in der Polonaise durch den Saal. Ich engagire Sie — wollen Sie es mir abschlagen?

— Bedenken Sie, mein liebes Fräulein!

— Ich habe es Paul versprochen. Oder soll ich mit Herrn Mansberg den Ball eröffnen, der mich ohne Zweifel dazu auffordern wird?

— Nun, so nehme ich Ihre Einladung an, antwortete der Greis, verlegen lächelnd. Aber was werden die vornehmen Herren und Damen dazu sagen, wenn sie das seltsame Paar sehen? Jugend und Anmuth an der Seite des starren, häßlichen Alters . . .

— Sie werden sagen, daß der alte Kassirer ein heiteres Stündchen hat . . .

— Ja, wahrlich, und dieses heitere Stündchen bereiten Sie mir?

— Also die Polonaise!

Graff verbeugte sich.

— Sie ist ein Engel! flüsterte er, als sich Lucie

entfernt hatte. Ach, hätte doch die arme Madame Delius das Glück erlebt, ihr Ebenbild heute zu sehen! Die neue Frau Commerzienräthin gefällt mir nicht — sie mag immerhin schön sein, aber ob sie gut ist?

Der Zufall hatte es gefügt, daß Lucie sich an Philippinen's Seite befand, als Otto Mansberg in eleganter Toilette eintrat. Sein Gesicht war marmorbleich und kalt, wie immer. Er grüßte die Damen durch eine tiefe Verneigung. Jetzt feierte die Commerzienräthin den Triumph, nach dem sie getrachtet. Der Procurist sah die reizende Lucie — seine Züge belebten sich, die Lippen zuckten leise und seine Augen hingen an der Balldame, die verwirrt vor ihm stand.

Schon in der nächsten Minute hatte der Procurist seine Fassung wiedererlangt; er sah ruhig zu den Damen empor.

— Meine Stieftochter! sagte Philippine, Lucien vorstellend.

— Fräulein Lucie Delius erlaubt mir, ihr meine Gratulation zu diesem Glücke abzustatten, entgegnete Otto in einem Tone, der nicht ganz frei von Ironie war.

Lucie flüsterte in ihrer Verwirrung:

— Ich nehme Ihren Glückwunsch an, mein Herr!

Man trennte sich, da es Zeit war, die Plätze einzunehmen.

Das Orchester hatte sich versammelt, das Concert begann. Man war erstaunt über das Arrangement; einen Genuß dieser Art hatten die Gäste nicht erwartet. Die Ausführung der mit Geschmack gewählten Compositionen war eine vortreffliche, da Philippine die besten Musiker der Stadt hatte herbeiziehen lassen. Das Concert dauerte nicht lange; die Musiker traten zurück und es entstand eine Pause, in der man sich aussprechen konnte. Man sagte dem Banquier Schmeicheleien, daß er so sinnig geistige Genüsse mit materiellen verbunden hatte, ein Umstand, der Nachahmung verdiente.

Während der allgemeinen Conversation suchte Otto Mansberg den Commerzienrath auf. Der Chef hatte stets ein geneigtes Ohr für seinen Procuristen.

— Was wünschen Sie, mein lieber Freund?

— Ich habe Ihnen eine Bitte auszusprechen.

— Sie sei Ihnen im Voraus gewährt, wenn es nur auf meinen guten Willen ankommt.

— Ich danke.

— Also was ist es?

— Kurz vor dem Balle überraschte mich ein Jugendfreund mit seinem Besuche.

— Sie wollen doch nicht etwa den Saal verlassen?

— Nein!

— Ist Ihr Freund geneigt, so führen Sie ihn ein.

— Das ist es . . .

— Mir ist jeder Besuch willkommen, den Sie präsentiren.

— Der Baron von Kronau hat sich nur in Gesellschaften bewegt, in denen der feinste Ton herrscht.

— Ich wiederhole es, daß Ihr Freund mir willkommen ist.

— So entferne ich mich nach der Polonaise, um ihn zu holen . . .

— Und nicht lange auszubleiben, fügte der Chef hinzu, indem er freundlich seinem Procuristen die Hand drückte.

Das Zeichen zum Beginne des Balls ward gegeben. Die Herren näherten sich den Damen, die in glänzender Reihe auf den schwellenden Polstern saßen. Otto's Blicke suchten Lucien — sie befand sich neben der Stiefmutter, die den Gatten erwartete. Rasch ging er zu ihr und bat um ihre Hand für die Polonaise.

— Mein Gott, wie bedauere ich, daß Sie zu spät kommen, mein Herr, antwortete Lucie tief erröthend.

— Zu spät? stammelte Otto.

— Unser Kassirer, der alte Herr Graff, der nur die Polonaise tanzt, hat mein Versprechen . . .

— So ziehe ich mich zurück, um dem würdigen Kassenmanne Platz zu machen.

Lucie verließ den Tänzer mit einer graziösen Verneigung.

Graff hielt sein Wort — er meldete sich bei seiner Dame. Mansberg sah ihn kommen.

— Gut, Lucie, recht gut! flüsterte Philippine. Ich freue mich, daß Sie dem Greise diese Ehre erzeigen.

Der Banquier erschien und bot seiner Gattin den Arm. Der Tanz begann — dem Chef folgte der greise Kassirer mit der Tochter vom Hause. Mansberg sah einige Augenblicke dem Tanze zu, dann verschwand er aus dem Saale. Er zitterte vor Aufregung, als er sich in der Garderobe den Pelz geben ließ.

Die Comptoirs waren längst geschlossen. In dem Innern des Hauses konnte der Procurist nicht zu seinem Zimmer gelangen, er mußte über den Platz gehen. Der Portier öffnete ihm ehrerbietig die Hausthür. Ein schneidender Luftzug berührte sein heißes Gesicht. Der Schnee fiel in schimmernden Flocken herab, um die Decke zu erhöhen, die bereits über der Erde lag. Da bat ihn eine zitternde Frauenstimme um ein Almosen. Otto wandte sich zur Seite. Ein Weib ward von der Gaslaterne beschienen: es kauerte in der Ecke der Thür, der Mantel ließ sich nicht erkennen, denn er war mit Schnee bedeckt. Ein Tuch, dessen Zipfel im Winde flatterten, hüllte den Kopf ein. Die Bettlerin mußte von der großen

Kälte erstarrt sein, sie rührte sich nicht, sie bat um eine Gabe, indem sie den Ballgast anstarrte.

Otto Mansberg würdigte die Jammergestalt kaum eines Blicks; er schlug den kostbaren Pelz fester um sich und eilte an dem Hause entlang, bis er in der Thür, an der sich die Firma befand, verschwand.

Die Bettlerin hatte sich fest in die Ecke zurückgedrückt, um einigermaßen Schutz vor dem rauhen Winde zu haben, der ihr den hartgefrorenen Schnee in das Gesicht peitschte. Welch ein furchtbarer Contrast hatte sich hier gebildet! Nur eine Mauer schied Reichthum, Luxus und Glück von dem tiefsten Jammer und Elende. Dort schwelgte man im Ueberfluß — hier streckte ein hungerndes und frierendes Geschöpf, das dem Untergange nahe war, die abgemagerte Hand aus, um ein Scherflein zu empfangen. Mansberg war nicht der erste, der ihr eine Gabe verweigerte; es waren schon viele der glänzenden Gäste an ihr vorübergegangen und gefahren, ohne sich ihrer zu erbarmen.

— Mein Gott, mein Heiland! wimmerte die Arme. Man sagt, die Freude stimme das Herz zum Wohlthun und erwecke mit der Armuth Mitleid — ich bin hierhergegangen an den Ort des Frohsinns, habe bei den Glücklichen gebettelt — man sieht, man hört mich nicht — meine Stimme verhallt in dem eisigen Winde. Hu, wie mich friert!

Ihre Zähne klapperten vor Frost, sie bebte zusammen und ließ den Kopf sinken. Der stärker fallende Schnee hatte sie mit einer weißen Hülle überzogen, sie glich einem Hügel, der sich kaum merklich von der Erde erhob.

Drinnen rauschte die herrliche Polonaise aus Meister Spohr's Faust. Die glänzenden Paare bewegten sich mit freudestrahlenden Gesichtern durch den hellen, warmen Saal, den der wunderthätige Mammon zu einer duft- und glanzreichen Sphäre umgeschaffen hatte. Da drinnen regte die Freude ihre leichten Schwingen; hier zernagten Gram und Elend ein blutendes Herz.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust der Bettlerin. Die Stöße des eisigen Windes machten von Zeit zu Zeit ihre Lumpen flattern; ihr spärliches feuchtes Haar hing wirr über das todtbleiche Gesicht herab; Hände und Füße zogen sich krampfhaft zusammen; die durch Thränen und Kälte gerötheten Augen sahen nur noch durch einen Schleier von Blut, der das Weiß der Schneedecke in Purpur verwandelte.

Auch diese arme Frau war einmal schön gewesen; sie hatte graziös und heiter nach den Tönen eines guten Orchesters getanzt und war mehr als einmal die Königin eines glänzenden Balls gewesen. Die jungen Männer hatten ihr gehuldigt, die jungen Damen hatten sie

beneidet. Jetzt lag sie, eine Jammergestalt, vor der Thür des Reichen.

Plötzlich hob die Bettlerin ihr bleiches Haupt empor; die Töne der Ballmusik drangen wie aus weiter Ferne schwach zu ihrem Ohre. Bei diesen lachenden Erinnerungen, welche die Musik ironisch in ihr weckte, umschwebte ein melancholisches Lächeln ihre bleichen, schmalen Lippen. Nach diesem flüchtigen Sonnenblicke drückte ihr Gesicht einen tiefen, furchtbaren Schmerz aus, sie legte beide Hände an die kalte Stirn und schluchzte dumpf.

— Mein Gott, sei mir gnädig! Sende nur noch nicht deinen Todesengel, denn ich muß ja noch leben und sorgen, sorgen für ein unschuldiges Geschöpf.

Sie sank in ihre Erstarrung zurück.

Plötzlich regte sie sich wieder und hob sich empor; ihre schwache Hand stützte sich auf den kalten Stein. Der Schnee fiel prasselnd von ihrem zerlumpten Mantel. Jetzt sah man ihre Füße — sie waren halb nackt. Kaum konnte sie aufrecht stehen.

— Es kommt kein Ballgast mehr, flüsterte sie traurig. Ich will gehen, daß ich nicht erfriere. O, mein armes, armes Kind! Ich kehre diesen Abend wieder mit leerer Hand zu dir zurück. Was habe ich denn gethan im Leben, daß ich so grausam büßen muß? Und mein armes, liebes Kind, das kaum die Welt kennt — es leidet mit mir!

Sie wollte gehen.

Da näherten sich zwei Männer der Thür. Die Bettlerin, von einem Hoffnungsstrahle belebt, blieb stehen. Eine kleine Münze reichte ja hin, um für den Augenblick ihre Noth zu beseitigen, um dem Kinde Brot zu geben.

Otto Mansberg kam mit seinem Freunde zurück.

Die Bettlerin, von Verzweiflung getrieben, raffte sich zusammen. Langsam trat sie den Ankommenden entgegen.

— Um Gottes Barmherzigkeit willen, meine lieben Herren, geben Sie mir ein Almosen! sagte sie schluchzend. Nur eine kleine, unbedeutende Münze von Ihrem Ueberflusse und Sie machen mich glücklich.

— Zurück, Alte! rief Otto.

— Sie verdienen den Lohn Gottes, denn Sie retten mich und mein Kind . . .

— Die Alte spricht gut! rief lachend der Baron von Kronau. Das ist eine Bettlerin von Profession. Das Kind, vielleicht ein erborgtes, muß die Hauptrolle spielen.

— Mein Gott! Mein Heiland! rief in unbeschreiblichen Tönen die alte Frau, indem sie beide Arme ausstreckte und sich den Männern in den Weg warf.

— Zurück, lästiges Weib! rief Otto erzürnt. Ich rufe den Portier und lasse Dich mit Gewalt entfernen.

— Es ist zu kalt, Alte! rief der lustige Baron.

— Zu kalt! zu kalt! schluchzte die Bettlerin.

— Ich kann die Börse nicht aus der Tasche holen. Ein anderes Mal!

Otto schob die Lästige bei Seite.

— Ueber die Lumpen! murmelte er.

— Hast Du Dir die Ballhandschuhe beschmutzt?

— Ich glaube.

— Das ist ein zudringliches Weib. Man ist Nachts nicht sicher vor diesem Gesindel!

Die Thür schloß sich geräuschvoll hinter den beiden Ballgästen.

— Wie ist mir denn? Wie ist mir denn? stammelte die arme Frau, indem sie die erstarrten Hände an den eiskalten Kopf preßte. Ich bin meiner Sinne nicht mehr mächtig — das Gesicht deckt ein Schleier — in meinem Kopfe wirbelt es — der Wahnsinn gaukelt mir Bilder vor — guter Gott, laß mich nicht untergehen, laß mich nicht sterben — ich fühle meine Kraft schwinden — es wird schwarz vor meinen Blicken — und ich darf ja nicht sterben . . .

Sie wollte nach der Thür eilen, vielleicht um Hülfe zu erflehen — die Kräfte schwanden, die Bettlerin sank zu Boden.

Der Schnee fiel ruhig zur Erde nieder. Die schimmernden Flocken gestalteten sich von Neuem zu einer Decke

für die unglückliche Frau. Ein scharfer Ostwind fuhr mit klagendem Geheul über den weiten Platz, auf dem sich kein menschliches Wesen zeigte. Wer nicht mußte, verließ das warme Zimmer nicht.

In dem Saale hatte der Ball seinen Fortgang. Die reizenden Melodieen ließen sich leise wie die Töne einer fernen Aeolsharfe vernehmen, wenn der Wind auf Augenblicke sein Rauschen einstellte. Die Gasflammen in den Laternen, die rings den weiten Platz umstanden, flackerten unheimlich wie Irrwische im Moor.

Immer dichter fiel der Schnee; mitunter wirbelte der Wind eine glänzend weiße Wolke empor, die in der Nähe einer Gaslaterne wie aus Krystallperlen zusammengesetzt erschien. Die arme Frau regte sich nicht unter dem weißen Mantel, der sie sammt der Erde bedeckte. Da ward eine männliche Gestalt sichtbar, die langsam an dem Theile des Hauses hinging, in welchem sich die Comptoirs befanden. Er ging langsam, gedankenvoll, nicht achtend des Wetters, das jeden Andern zur Eile antrieb. So kam er der Thür näher. Sein Fuß berührte den Schneehügel, den die arme Frau bildete.

— Was ist das? murmelte er, indem er stehen blieb.

Der Gegenstand am Boden bewegte sich; ein tiefer, tiefer Seufzer ließ sich vernehmen. Durch die Bewegung

ward der Schnee von einem Theile des Mantels abgeschüttelt, es zeigten sich dunkele Flecke.

— Ein Mensch! rief bestürzt der Mann.

Mitleidig beugte er sich nieder, und rüttelte die Arme empor. Vielleicht war sie von dem Schnee erwärmt, vielleicht auch hatte die moralische Kraft, die gewaltige Mutterliebe, die Ohnmacht des Körpers besiegt — die Bettlerin erhob sich mit Hülfe des Mitleidigen, der keinen Anstand nahm, die feuchten Lumpen des Weibes zu berühren. Er ging ja nicht zu Balle. Sein Arm hielt liebreich den schwankenden Körper, daß er nicht wieder zu Boden sank.

— Wer sind Sie denn, arme Frau? fragte eine schöne, klangvolle männliche Stimme.

Diese Stimme gehörte Paul Graff an, der, von Unruhe und Sehnsucht getrieben, wenigstens die Töne hören wollte, nach denen Lucie, die in ihrer Balltoilette einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn ausgeübt, tanzte, er wollte die Fenster des Saales sehen, in dem sie die Nacht verbrachte — er wollte in ihrer Nähe sein. Die Liebe achtet Frost und Schnee nicht, sie trägt eine unverlöschliche Gluth in sich.

Als die Bettlerin den sie umschlingenden Arm fühlte, begann sie zu weinen.

— Ich lebe noch, ich lebe noch! rief sie in rührenden

Tönen. Mein Kind, mein liebes armes Kind! Ach, ich kann nicht gehen — wie komme ich zu meinem Kinde?

— Bezeichnen Sie mir Ihre Wohnung, sagte Paul; ich werde Sie führen.

— Das wollten Sie?

— Ich halte es für Christenpflicht. Halten wir uns nicht länger auf — wo wohnen Sie?

Die Frau nannte eine Straße, die Paul kannte: sie ward nur von armen Leuten bewohnt und lag in demselben Stadttheile, in dem sich das Haus des Banquiers befand. Der gutherzige Commis führte die Bettlerin mit der Sorgfalt, die ihr Zustand erheischte. Sie überschritten den Platz. Aus der nächsten Straße kam ein Fiaker; Paul rief ihn an — da der Wagen leer war, miethete er ihn zur Fahrt. Mit Hülfe des Kutschers brachte er die erstarrte Frau in den Wagen, der davonrollte und bald sein Ziel erreichte. Er hielt vor einem ärmlichen Hause in einer der schmutzigsten Straßen der Stadt. Der Kutscher öffnete den Schlag.

— Hier ist das bezeichnete Haus, sagte er, indem er auf ein schwarzes Gebäude deutete.

Paul stieg aus.

— Helfen Sie mir die kranke Frau hineinschaffen.

Man hob die Bettlerin, die sich erholt hatte, aus dem Wagen.

— Wohnt sie hier, Frau? fragte der Kutscher.

— Ja. Gleich rechts die Thür.

Man trat auf eine finstere Hausflur, deren Boden mit Schnee bedeckt war. Ein scharfer Luftstrom durchzog den schlecht geschlossenen Raum. Die Bettlerin, von dem Kutscher unterstützt, öffnete eine knarrende Thür — sie befand sich in ihrem Wohnzimmer. Durch die übereisten Fenster drang das matte Licht einer Gaslaterne; aber auch der scharfe Ostwind, der in den zersprungenen Scheiben manchen Weg fand.

— Elise! Elise! rief die Frau mit schwacher Stimme.

Es erfolgte keine Antwort.

— Mein Gott, wenn das Kind nur nicht vor Kälte und Hunger gestorben ist! seufzte die arme Frau, die selbst vor Frost und Erschöpfung dem Umsinken nahe war.

Paul wollte sich nicht entfernen, ohne zu wissen, daß er das arme Weib völlig in Sicherheit gebracht hatte.

— Zünden Sie doch ein Licht an.

— Ach, wir haben schon lange unser Zimmer weder erwärmt noch erhellt. Aber wo ist denn mein armes Kind? Elise! Elise!

Sie tappte am Boden hin; man hörte das Rauschen ihrer hart gefrorenen Kleider.

— Freund, sagte Paul, besorgen Sie ein Licht; ich werde Ihre Mühwaltung bezahlen. Das Elend scheint

hier so groß zu sein, daß man die Armen nicht ohne Hülfe verlassen kann.

Der Kutscher, ein gutmüthiger Mann, ging. In demselben Augenblicke ließ sich ein leiser Schrei vernehmen. Diesem folgte ein heftiges Schluchzen, das von den Worten unterbrochen wurde:

— Wie kalt mein liebes Kind ist! Und doch schläft es! Ich fühle den Athem aus seinem kleinen Munde — jetzt regt es sich — barmherziger Gott, habe Dank, Du hast mir mein Kind nicht genommen! Laß es schlafen, laß es ruhig schlafen — es fühlt die Pein des Hungers *nicht* — ach, ich bringe kein Stück Brod, um meine hungernde Elise zu laben. Es sei zu kalt, sagte er, um die Börse zu ziehen. Ja, es ist furchtbar kalt — ich fühle es, denn ich bin erstarrt! Die vornehmen Ballgäste gingen fühllos an mir vorüber, sie dachten nur an die Freuden des Mahles und des Tanzes! Ach es gab eine Zeit, in der auch ich mich zu dem Balle schmückte — Kronau war stolz, mich am Arme zu führen — die Damen beneideten mich — und jetzt, und jetzt — ein Ballgast hat mich mit dem Fuße in den Schnee getreten — ich bin wohl wahnsinnig — die Stimme, die ich zu kennen schien — sie gehörte einem Andern — wie sollte der Baron von Kronau in diese Stadt kommen?

— Mutter, liebe Mutter! wimmerte die schwache Stimme eines Kindes.

— Da bin ich, Elise, da bin ich! Lebst Du noch, armes Kind? fragte die Mutter im Tone einer schmerzlichen Freude. Das ist ein Glück!

— Mutter, wenn Du Brod mitgebracht hast, wie Du versprochen, o, gieb mir ein Stückchen, mich hungert!

Die Frau mochte sich der Anwesenheit dessen, der sie geführt hatte, nicht mehr erinnern; es schien, als ob ihr schwacher Geist nur mit der grauenvollen Gegenwart beschäftigt sei.

— Ich komme mit leeren Händen! antwortete sie in einem dumpfen Tone. Die hartherzigen Menschen, die ich angesprochen, wollten mir Nichts geben. Ich habe gebettelt, und man hat mich mit Füßen getreten. Armes Kind, fuhr sie fort, und der dumpfe Schmerz löste sich in Weinen auf, ich kann Dir diesen Abend wieder kein Brod geben — ich kann es nicht und doch habe ich gebettelt!

Auch das Kind begann zu weinen.

— Mutter, liebe Mutter, rief es mit seiner schwachen Stimme, weine nur nicht; ich will ja kein Brod, ich will ja lieber hungern, ehe Du wieder betteln gehst.

In diesem Augenblicke trat der Kutscher mit Licht ein. Eine ergreifende Scene zeigte sich den Blicken der

beiden Männer. Auf einem Lager von altem Stroh, das spärlich mit Lumpen bedeckt war, saßen Mutter und Kind, sich innig umschlungen haltend. Das Zimmer, das kaum einer menschlichen Wohnung ähnlich sah hatte außer einem alten Tische und einem zerbrochenen Stuhle kein Geräth. An den schwarzen Wänden glitzerte das Eis. Die Dielen des Fußbodens zeigten weite Risse, die mit Schmutz angefüllt waren. Ein alter Blechofen stand dem Jammerlager gegenüber: aber er war kalt wie die Wände.

Paul bebte zurück bei diesem Anblicke; daß es ein so großes Elend in der Welt geben könne, hatte er nicht gedacht. Und diese Frau in Lumpen, die er auf der Straße gefunden, dem Tode nahe, hatte sich einst zum Balle geschmückt, wie sie gesagt. Der Commis hegte ein doppeltes Interesse für die Bettlerin, seit sie den Namen Kronau genannt, denn er wußte, daß der Freund Otto Mansbergs, der zum Besuche angekommen, ein Baron von Kronau sei. Wenn er früher nur die Absicht gehabt, der armen Frau eine Unterstützung zu gewähren, so beschloß er jetzt, ihre Verhältnisse kennen zu lernen, denn ihm war Alles wichtig, was sich auf den Procuristen des Herrn Delius bezog.

— Mutter, rief erschreckt das Kind, da sind zwei fremde Männer! Wie drohend sie mich ansehen! Mutter, ich fürchte mich vor den Männern!

Das Kind, ein Mädchen von 5 bis 6 Jahren, dessen langes dunkeles Haar wirr über das Gesicht hing, umfaßte den Hals der Bettlerin und schloß sich ihr dicht an.

— Fürchte Nichts, mein Kind, sagte Paul freundlich; wir fügen Dir kein Leid zu; wir sind gekommen, um Deine arme Mutter zu unterstützen.

Dann gab er dem Kutscher Geld und bat ihn, Speisen zu holen, wie er sie eben bekommen könne. Der gute Mann unterzog sich gern diesem Auftrage, denn auch er empfand Mitleiden mit den armen Menschen.

— Gott wird Ihnen lohnen, Herr, murmelte er; dieser Jammer ist zu groß.

— O eilen Sie, eilen Sie! bat Paul.

— Ich werde auch Holz mitbringen, damit wir ein Feuer im Ofen anzünden können.

Der brave Mann pflanzte das Talglicht, das er bisher in der Hand gehalten, in ein Astloch, das sich in dem alten Tische zeigte. Dann ging er.

Die Bettlerin hatte mit wirren Blicken den beiden Männern zugesehen. Jetzt entfernte sie rasch das zerlumpte Tuch, das ihren Kopf einhüllte, erhob sich und blieb neben ihrem Kinde auf den Knien liegen. Paul war erstaunt, ein zwar todtbleiches und abgemagertes Gesicht zu sehen, aber ein Gesicht, das auffallend schöne

und regelmäßige Züge zeigte. Das feuchte schwarze Haar floß in vollen Wellen auf die Schultern herab. Das große blaue Auge schwamm in einem matten Glanze. Durch die halbgeschlossenen Lippen, die leise zuckten, schimmerten schneeweiße Zähne. Das edle Oval dieses Gesichts bildete zu den Lumpen, die den schlanken Körper bedeckten, einen auffallenden Contrast. Soviel Paul unterscheiden konnte, waren die zerfetzten und verbleichten Kleider der Mutter und des Kindes aus guten Stoffen gefertigt; der Mantel der erstern, obgleich die Farbe sich nicht mehr erkennen ließ, schien sogar Seide zu sein. Die zerrissenen Wolldecken, die das Lager bildeten, waren Fragmente eines kostbaren Fußteppichs, wie man sie in den Gemächern der reichen Leute findet.

— Licht, Licht hier? flüsterte die arme Frau, wie aus einem schweren Schlafe erwachend.

Dann fuhr sie mit beiden Händen über die Stirn und warf das feuchte Haar zurück. Ihre kleinen Hände zeigten sich bei dieser Gelegenheit: sie waren starr und braun von der heftigen Kälte. Auf ihrem Mantel, den eine Schnur am Halse befestigte, glänzte noch der Schnee.

Der Commis empfand eine Art Achtung vor dieser Bettlerin, die offenbar früher in guten, vielleicht glänzenden Verhältnissen gelebt hatte. Sie mochte eine Frau

von dreißig und einigen Jahren sein, wenn das Elend ihre Züge nicht vorzeitig gealtert hatte.

— Was wollen Sie? fragte sie hastig und ängstlich, nachdem sie den jungen Mann einige Augenblicke angestarrt.

Die Arme konnte sich der jüngsten Vergangenheit nicht mehr erinnern. Paul kam ihr auf die schonendste Weise zu Hülfe.

— Ich habe Sie in Ihre Wohnung geführt, liebe Frau.

— Ganz recht. Mein Gott, wo war ich denn?

— Vor dem Hause eines Reichen, der diesen Abend einen Ball giebt.

Die Frau zuckte heftig zusammen. Die Erinnerung schien ihr zurückzukehren. Wie von einem Gefühle der Schaam übermannt, schlug sie die Blicke zu Boden und suchte die Hände des Kindes, die sich ihr zitterd entgegenstreckten. Eine Thränenfluth rann plötzlich über ihre bleichen, hagern Wangen.

— Verzeihung, mein Herr, flüsterte sie, wenn ich nicht sogleich den Dank für Ihre Theilnahme aussprach; mein Geist leidet unter der Schwere des Schicksals, das auf mir lastet. Ich erinnere mich jetzt, daß ich die Leute um Almosen angesprochen habe — aber nicht meinetwegen, sondern dieses armen Kindes wegen. Ich be=

kenne offen, daß ich nur noch lebe aus Liebe zu meiner Tochter.

Ein unheimliches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie nach einer kurzen Pause hinzufügte:

— Man hat mich abgewiesen und mit Füßen getreten — ich erinnere mich jetzt der schrecklichen Vorgänge. Ein Mann erbarmte sich meiner . . .

— Und dieser Mann war ich, sagte Paul. Ich fordere keinen Dank, denn Sie haben mich nicht angesprochen. Nur in der Absicht, Ihnen nützlich zu sein, bleibe ich.

Die Frau warf die Decke über ihr Kind, dann erhob sie sich. Die halbnackten Füße staken in großen, schwerfälligen Schuhen, die hart wie Stein waren. Unter dem Mantel zeigte sich ein zerrissenes Kleid von schwarzer Seide. In der ganzen Erscheinung prägte sich der vollständige Verfall einer Dame vom Stande aus. Das Benehmen und die Seidenlumpen erinnerten an eine schöne Zeit.

— Ich bin keine Bettlerin von Profession, sagte sie bebend — diesen Abend habe ich zum ersten Male die Hand ausgestreckt, um ein Almosen zu empfangen. Ich ging an dem Hause des Reichen vorüber und sah die schön geschmückten Gäste — als ich noch die Freuden des Lebens schmeckte, öffnete ich gern meine Börse der

Armuth, denn der Frohsinn macht geneigt, mitzutheilen; ich habe mich geirrt, die Menschen empfinden nicht Alle, wie ich.

Der Kutscher trat wieder ein. Er trug ein großes Brod, Butter und Käse und auf dem Rücken ein Bündel Holz.

— Hier ist Proviant! rief er mit seiner rauhen Stimme, aber in einem Tone, der seine Freude über das gute Werk verrieth.

Nachdem er die Speisen auf den Tisch gelegt, zündete er rasch ein Feuer in dem Ofen an. Das Kind folgte diesem Beginnen mit staunenden Blicken; die Mutter lehnte am Tische und weinte heiße Thränen.

— Nun wird es wohl warm werden! sagte der gute Mann. Aber haben Sie denn auch ein Messer, liebe Frau?

— Nein, wir haben kein Messer! rief das Kind.

— Thut Nichts; hier ist das meinige. Ich hole es schon wieder ab. Und nun muß ich fort, denn mein Pferd hat schon zu lange in der Kälte gestanden.

Paul schenkte dem Manne einen Thaler. Der erfreute Kutscher grüßte und entfernte sich.

Die Bettlerin war weinend auf den alten Stuhl gesunken. Wie traurig, wie trostlos zeigte sich der Raum, der füglicher jedes andere, nur nicht eine Wohnung für

Menschen sein konnte. Das Feuer in dem Ofen brachte eine nicht viel bessere Wirkung hervor, als auf der Straße. Eine eisige Zugluft drang durch die zersprungenen Fensterscheiben. Die Flamme des Lichts konnte sich kaum brennend erhalten. In der benachbarten Pfarrkirche schlug es zehn Uhr; man hörte deutlich die vollen Töne der Glocke. Gleich darauf ließ sich die heisere Stimme des Wächters vernehmen, der dicht unter dem Fenster das gewöhnliche Lied absang, aber so rasch, als ob Gefahr im Verzuge wäre. Paul schauderte zusammen bei dem Gedanken, daß die armen Menschen die Nacht hier verbringen sollten.

Die Bewohnerin erhob sich, trocknete ihre Thränen und sagte:

— Mein Herr, Sie haben sich meiner so großmüthig angenommen, daß ich mich Ihnen zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet fühle. Ich werde für Sie zu Gott beten, daß er Sie in seinen Schutz nehme.

— Was die christliche Nächstenliebe zu thun befiehlt, ist eine heilige Pflicht, die ich übe, wo ich kann, und Sie sehen mich bereit, Ihnen auch ferner zu nützen, denn Ihre Lage ist wirklich so trostlos, daß Sie der kräftigsten Hülfe bedürfen.

Die arme Frau wiegte schmerzlich ihr bleiches Haupt.

— Ja, ja, murmelte sie, ich stehe am Rande des Verderbens! Mein Kind, mein armes Kind! Wodurch habe ich denn die göttliche Barmherzigkeit verscherzt, der sich alle Wesen erfreuen? fügte sie dumpf hinzu.

— Verlieren Sie den Muth nicht! ermahnte Paul.

— O, es ist leicht zu trösten, wenn man glücklich ist.

— Die Hülfe ist am nächsten, wenn die Noth am größten.

— Großer Gott, meine Noth ist so unsäglich, daß sie einen höhern Grad wohl nicht erreichen kann! Von meinem eigenen Elende will ich nicht einmal sprechen — aber sehen Sie mein Kind an — was hat das arme Mädchen verbrochen? Warum muß es in den Tagen der Unschuld leiden, wie eine Verbrecherin? Mir möchte der Kopf zerspringen! Ach, mein Geist ist fast zerrüttet, wie mein Leben! Wahnsinn und Tod wären mir willkommen, wenn ich allein in der Welt stünde!

Paul war tief erschüttert bei dem Anblicke der verzweiflungsvollen Frau, des Bildes des tiefsten Jammers.

— Und dennoch behaupte ich, daß Ihnen Hülfe nahe ist, sagte er.

— Wie? Wer würde sich meiner nachhaltig annehmen?

— Gott, dem zu vertrauen Sie aufgehört haben.

— Mein lieber Herr, betrachten Sie mich — bedenken Sie den Zustand, in dem Sie mich auf der Straße gefunden.

— Und wer hat mich zu Ihnen geführt? Die Vorsehung! Sie hat noch mehr gethan, die räthselhaft waltende, sie hat mir einen oberflächlichen Blick in Ihre Verhältnisse gestattet, und wenn Sie Vertrauen zu mir fassen, so zweifle ich nicht, daß Sie bei dem Wendepunkte Ihres Lebens angekommen sind.

Die Fremde hatte den Commis starr angesehen.

— Sie haben einen Blick in meine Verhältnisse gethan? fragte sie nach einer Pause.

— Ja.

— O, erklären Sie sich, mein Herr.

— Wenn Sie mir offen antworten wollen.

— So weit ich es vermag.

— Sie nannten den Namen Kronau.

— Das ist wohl möglich; mein Geist war so verwirrt, daß es mir vorkam, als ob ich in der Stimme des einen der Ballgäste den Baron von Kronau erkannte. Doch, ich habe mich getäuscht, habe eine Vision gehabt.

— Und wenn Sie nun wirklich den Baron gesehen und gehört hätten?

— Das wäre gräßlich!

— Wenn ich Ihnen nun sage, daß ein Baron von Kronau sich auf dem Balle bei jenem Banquier befindet, vor dessen Hause Sie dem Tode des Erfrierens preisgegeben waren?

Alle Fibern der Fremden waren angespannt; ihre Lippen zuckten, ihre Augen glüheten in einem unheimlichen Feuer.

— Kennen Sie den Baron? fragte sie.

— Ich habe ihn nur flüchtig gesehen; aber ich zweifle nicht daran, daß ich ihn werde näher kennen lernen.

— Mein Gott, mein Gott, wenn es derselbe wäre!

— Sie leisten auch mir einen Dienst, wenn Sie mir Ihre Beziehungen zu dem Baron mittheilen. Eine Ahnung sagt mir zwar, daß er der Urheber sein könne...

— Ein Baron Friedrich von Kronau — ja! ja! rief die Bettlerin. Er trägt die Schuld an meinem Unglücke, er allein! Und wehe ihm, wenn ich ihn erreichen kann!

— Friedrich von Kronau! murmelte Paul.

— Mein Herr, bietet sich Ihnen Gelegenheit, den Ballgast zu sehen?

— Ja.

— Sie wissen jetzt, wo ich mein Leben friste, Sie kennen die Höhle, in der ich wohne — wenn Sie das

gute Werk dieses Abends krönen, wenn Sie mir das Vertrauen zu der Vorsehung zurückgeben wollen, o so beschreiben Sie mir den Mann, der unter dem Namen Kronau auf dem Balle tanzt, während ich mit meinem Kinde dem Jammer und dem Elende preisgegeben bin.

— Morgen ist's Sonntag, sagte Paul; Sie sehen mich gegen Mittag wieder. Und damit Sie das Nöthigste kaufen können, behalten Sie meine Börse. Ich treffe Sie doch morgen?

— Ich kann ja nur des Abends ausgehen, um mich den Blicken der Menschen so viel als möglich zu entziehen — Sie treffen mich sicher. Gott lohne Ihnen, was Sie an mir gethan haben!

Nachdem Paul noch Worte des Trostes gesprochen, entfernte er sich. Als er auf die Hausflur trat, war ein Mann beschäftigt, die Thür zu schließen, die auf die Straße führte.

— Halt! rief der Commis.

— Was giebt's? fragte eine rauhe Stimme

— Lassen Sie mich hinaus.

Der Mann hob seine Laterne empor, um das Gesicht des Fremden zu erkennen.

— Woher kommen Sie denn? fragte er verwundert.

— Aus dem Zimmer jener armen Frau.

— Ah, von dort. Nun, es ist gut, daß sich endlich Jemand um das Weib bekümmert. Der Herr hat sie gewiß unterstützt?

— Mich wundert, daß Sie sich der Mutter und des Kindes nicht annehmen, die von dem Nöthigsten entblößt sind.

— Ja, Sie wundert das! rief höhnend der Mann. Ist es denn nicht genug, daß ich dem Bettelvolke die Stube lasse, ohne auf Miethzins zu dringen?

— Freund, jene Höhle nennen Sie eine Stube?

— Gleichviel. Wenn es morgen nicht Sonntag wäre, würde ich der Polizei Anzeige machen und die Fremden fortschaffen lassen.

— Sie werden sich ruhig verhalten, Freund, sagte Paul, der bereits gemerkt, was der rauhe Mann bezweckte; die armen Leute mögen ruhig wohnen.

— Wenn sie den Zins zahlen, der bisher aufgelaufen ist.

— Nennen Sie die Summe.

— Zwei Thaler.

— Morgen Mittag komme ich, um zu zahlen.

— Nun, der Herr wird doch wohl zwei Thaler bei sich tragen — ich brauche Geld, bin selbst ein armer Mann. Halten Sie mich nicht länger hin.

— Ich habe meine ganze Baarschaft bereits aus=

gegeben; verlassen Sie sich darauf, daß ich morgen Mittag komme und zahle. Einer solchen Kleinigkeit wegen jagt man die armen Menschen nicht auf die Straße.

Der Mann hatte die Thür wieder geöffnet.

— Gut, dort ist meine Wohnung, sagte er. Ich erwarte Sie.

— Sie werden mir dann erzählen, wie die Frau zu Ihnen gekommen ist.

— Ja, es ist eine seltsame Geschichte, murmelte der Mann. Kommen Sie nur, ich werde sie Ihnen erzählen. Gute Nacht!

Paul ging. Die Thür flog knarrend hinter ihm zu. Der Mann stand noch einige Augenblicke überlegend auf der Hausflur.

— Hm, murmelte er, der Fremde hatte all sein Geld ausgegeben — er sah vornehm aus — keine andere als meine saubere Miethbewohnerin ist jetzt im Besitze seiner Baarschaft, die jedenfalls so viel beträgt, als ich zu fordern habe. Besser ist besser; ich will doch einmal nachsehen.

Er wickelte sich in seinen alten Schaafpelz, ging über die mit Schnee bedeckte Hausflur, öffnete ohne Umstände die Thür und trat in das Zimmer, das Paul so eben verlassen hatte. Die arme Frau war beschäftigt, ihrem

Kinde, das aufrecht auf dem Lager saß, das Nachtessen zu reichen.

— Ah, das geht hier ja hoch her! rief er aus. Der Tisch ist mit Fleisch und Brod besetzt und in dem Ofen prasselt ein Feuer, daß es eine wahre Freude ist. Der vornehme Besuch hat sich nobel gemacht. Gratulire, Frau Eberhardi! Ach, und neben dem Licht liegt ja auch noch eine wohlgespickte Börse. Nun darf ich wohl hoffen, daß ich endlich Zahlung erhalte.

— Lieber Herr Heinze, antwortete die arme Frau schüchtern, diese Börse hat mir allerdings der fremde Herr großmüthig zurückgelassen; aber ich habe noch nicht einmal nach dem Inhalte derselben gesehen.

— Der Herr ist Ihnen fremd? fragte Herr Heinze.

— Ich habe ihn diesen Abend zum ersten Male gesehen.

— Nun, das kümmert mich nicht. Also, was enthält die Börse?

Die Frau schob die Ringe zurück, es wurden einige Silbermünzen sichtbar.

— Zwei Thaler, sagte sie dann.

— Nun, diese zwei Thaler reichen hin, um mich zu befriedigen. Geben Sie das Geld! befahl er barsch.

Die Miethbewohnerin sah ihren Wirth bittend an.

— Lieber Herr, sagte sie, begnügen Sie sich diesen

Abend mit der Hälfte; man hat mir zu morgen mehr versprochen . . .

— O, ich lasse mich nicht anführen! rief Herr Heinze zornig. Sie haben Geld, und wollen nicht zahlen. Man kennt das. Möbel und Kleidungsstücke sind nicht vorhanden. Da nimmt man das Töchterlein an die Hand, geht aus dem Hause und kommt nicht wieder. Ich habe den Fall mehr als einmal erlebt. Jeder muß sehen, wie er zu dem Seinigen kommt. Wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie übermorgenfrüh der Polizei überliefere . . .

— Um Gotteswillen! rief entsetzt die arme Frau. Ich habe Nichts verbrochen, bin auch keine Bettlerin — nur jetzt gönnen Sie mir, daß ich hier wohnen kann. Ich wollte meinem Kinde Schuhe kaufen und ein warmes Röckchen — aber nein, nein, Elise muß warten — hier nehmen Sie das Geld! Und nicht wahr, nun kann ich wieder einen Monat wohnen?

Herr Heinze nahm das Geld und murmelte, indem er sich entfernte:

— Wenn Sie pünktlich zahlen, habe ich Nichts dagegen.

Die arme Frau warf sich betrübt über ihr Kind und schloß es in die Arme.

— Nun kann ich wieder nicht für Dich sorgen! rief sie schluchzend. Der hartherzige Mann braucht das Geld

nicht so nöthig, als wir; aber er ist in seinem Rechte und das Recht geht in dieser Welt über die christliche Nächstenliebe. Elise, ich hoffe zu Gott, daß er bald Rettung sendet.

— Liebe Mutter, ich kann ja noch warten, antwortete das Kind auf diese rührenden Klagen. Es ist nicht nöthig, daß ich ausgehe, wir haben nun eine Wohnung. Vielleicht bringt der gute Fremde wieder Geld.

— Bete, o bete für ihn, Elise! Er hat uns eine Wohlthat erzeigt, die wir ihm nie genug danken können. Wenn er mir nicht zu Hülfe gekommen wäre, hättest Du mich vielleicht nicht wiedergesehen.

— Ach, was wäre dann aus mir geworden! rief erschreckt das Kind. Wer sollte für mich sorgen, wenn Du ausbleibst?

— Gott, der Vater aller Menschen! Doch, nun iß Dich satt, Du hast ja lange gehungert — hier ist Brod und Fleisch — nimm, Elise, nimm.

In fieberhafter Hast holte die Unglückliche die Speisen herbei. Dann schürte sie noch einmal das Feuer an, das wirklich einige Wärme in dem traurigen Raume verbreitete.

— Bist Du krank? fragte Elise, als sie sah, daß die Mutter im trüben Nachsinnen an dem Tische saß, ohne die Speisen zu berühren.

— Warum?

— Du hast doch eben so lange nicht gegessen, als ich, Du mußt Hunger haben, wie ich — und doch issest Du nicht.

— Es ist wahr, ich muß mich Dir erhalten! murmelte sie.

Dann aß sie von dem Brode, das ihre Thränen benetzten. Ein Fieberfrost schüttelte die Arme in ihren feuchten Kleidern. Draußen heulte der Nordost und peitschte den hartgefrorenen Schnee an die Fenster, daß die elenden Scheiben, die an manchen Stellen durch Papier und Lumpen ersetzt wurden, laut klirrten. Frau Eberhardi, wie wir sie haben nennen hören, wärmte sich noch eine Zeitlang an dem Ofen, dann löschte sie das Licht aus, warf die Lumpen ab, die sie zum Trocknen ausbreitete, und suchte das traurige Lager auf, das ihr wenigstens einen geringen Schutz gegen die große Kälte bot und erlaubte, die müden, zerschlagenen Glieder auszuruhen. Bald herrschte in der Wohnung des Elends und des Jammers eine tiefe Stille. Das Kind schlief sorglos; den Gram der Mutter verscheuchte der Schlummer, der sich ihrer nach den überstandenen Drangsalen und Plagen gewaltsam bemächtigte. Der Gott des Friedens breitete seinen Mantel auf einige Stunden über die Unglücklichen aus, die am nächsten

Morgen neuer Jammer und neues Elend erwarteten. Nach und nach erlosch das Feuer in dem Ofen und eine eisige Luft füllte den Raum an, um das Traurige desselben zu erhöhen. Glücklich die beiden armen Schläferinnen, die sich ihrer Umgebung nicht bewußt waren!

Zehntes Kapitel.

Wir kehren zu dem Balle des Banquiers zurück. Welch einen Contrast bildeten diese Räume zu der Wohnung der beiden Schläferinnen, die wir so eben verlassen haben. — In den Sälen des Commerzienraths rauschten seidene Gewänder, blitzten Diamanten und schöne Frauenaugen, man hörte rauschende Musik und genoß kostbare Erfrischungen in silbernen Schalen, die von betreßten Dienern servirt wurden, man spielte Whist und Pharao um große Summen und besprach neue Actienunternehmungen — es war mit einem Worte eines jener übermüthigen Feste in vollem Glanze, auf denen man tanzt und spielt, ohne sich um zukünftige Bankerotte zu kümmern, nur den Reiz der Gegenwart genießend. Hunderte von Wachskerzen verbreiteten ein schönes Licht. Gründer und Directoren von neu errichteten Creditanstalten schwelgten mit ihren Agenten. Die Hoffnung auf glückliche Zeiten sprach aus den Gesichtern der ältern

Männer, die dem Tanze zusehend oder in den Nebenzimmern plauderten. Auch Journalisten fehlten nicht, die den Creditbanken, als den einzigen dem Volke Heil bringenden Instituten, das Wort reden und schreiben. Geistreiche Männer, die sich mühsam in einer scheinbar nobeln Existenz erhalten, theilten Narren und dummen Köpfen, die von Eisenbahnactien behäbig leben, ihre Kenntnisse mit; der arme Geistreiche merkte sich dafür die glückliche Miene des reichen Geistesarmen, die ihn charakterisirt, denn er bedarf ihrer, um Carrière zu machen. Durch diesen Austausch bekommt Alles Leben; trotzdem aber hat eine solche Banquier-Fête stets Aehnlichkeit mit einem Feuerwerke: Geist, Witz, Freude, Koketterie und Täuschung — Alles glänzt eine Zeitlang und verpufft endlich wie eine Rakete, wie der Schwindel, den glänzende Unternehmungen und vielversprechende Banken erzeugen.

Belauschen wir das Gespräch, das die beiden elegant gekleideten und schon bejahrten Herren führen, die dort in einer Nische auf dem rothen Plüschpolster sitzen. Der Eine trägt ein Ordensbändchen in dem Knopfloche seines schwarzen Fracks; der Andere trägt einen grünen Frack mit goldenen Knöpfen, Cravatte von weißem Atlas, weiße Weste und schwarzes Uhrgehänge.

Der Mann im grünen Frack sagte:

— Herr Geheim-Rath, die Zeit der Wuchergesetze

ist vorüber, sie müssen abgeschafft werden. Hat das Geld einen freien Cours, stellt man den Zinsfuß nicht mehr fest, so öffnet der Kapitalist den Handwerkern und kleinen Kaufleuten seine Kasse und es wird diesem bedrängten Stande nicht mehr an Betriebskapitalien fehlen. Die Leute zahlen unter Umständen gern fünfzehn, zwanzig, selbst fünfundzwanzig Procent. Und, glauben Sie mir, die Concurrenz wird einen zu hohen Zinsfuß nicht aufkommen lassen.

— Sie haben Recht, mein Herr, antwortete der Rath. Ich werde mich höchsten Orts für die Sache verwenden. Auf diese Weise wird der Noth des Arbeiterstandes abgeholfen. Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben und hoffe, Sie werden mir noch Auskunft über Zustände geben, die ich näher zu beobachten nicht Gelegenheit habe.

Die Commerzienräthin wußte es so einzurichten, daß sich Lucie stets an ihrer Seite befand; sie gab sich ersichtlich große Mühe, die ernste Stieftochter zu erheitern.

Wir suchen die Allwissende auf, jene alte Dame, die bei dem Eintritte in den Saal sich über die frappante Aehnlichkeit der Tochter mit der verstorbenen Mutter ausgesprochen hatte. Die Allwissende saß in einem Kreise von Damen, bei denen falsche Zähne und falsche Haare eine große Rolle spielten. Eine dieser Damen, Fräulein

Eulalia, war noch unverheirathet, trotz ihrer vierzig Jahre. Sie trug ihr hellblondes Haar in langen Locken, um dadurch das magere Gesicht ein wenig vollständig zu machen. Ein Kranz großer weißer Rosen schmückte ihr Haupt. Das magere Gesicht mit der Habichtsnase und den großen, lichtblauen Augen umschwebte stets ein schmachtendes, melancholisches Lächeln, wenn die Paare der jungen Tänzer an ihr vorüberschwebten. Die Arme hatte diesen Abend noch nicht das Glück gehabt, zu tanzen, trotzdem sie reizend geschmückt war und gut tanzte. Die Hauptfarben in ihrer Toilette waren Rosa und Weiß. Den magern Hals schmückte eine schwere Goldkette, deren Form die gute alte Zeit verrieth. Eulalia von Friedstädt war die Tochter eines armen Edelmanns, von dem man sagte, daß er seine Güter durch unglückliche Speculationen verloren habe. Man betrachtete ihn schon seit längerer Zeit als dem Stande der Negocianten angehörig, denn er vermittelte und schloß Käufe von Rittergütern ab. Für gewisse Blätter schrieb er die Börsenberichte und Leitartikel, wenn es galt, die Actionäre irgend eines Unternehmens zu beruhigen. Herr von Friedstädt war ein geistreicher, aber käuflicher Mann. Der Commerzienrath benutzte ihn zu Zwecken, die wir später noch kennen lernen werden.

— Fräulein Eulalia, Sie haben diesen Abend noch

nicht getanzt, sagte die Allwissende. Mein Gott, in Ihren Jahren sich mit Zusehen begnügen . . .

— Ah, Madame Kummer, ich bin eigentlich nicht des Tanzens wegen gekommen.

Die Allwissende hieß also Madame Kummer. Nomen est omen, pflegt man zu sagen; hier aber paßte der Name ebensowenig, als der Titel zu manchen Büchern. Madame Kummer war die fröhlichste Person von der Welt, und hätte sie nicht eine zu große Geschwätzigkeit und mitunter ein wenig Bosheit gehabt, die alte Dame mit den weißen Emailzähnen und der braunen Perrücke würde eine angenehme Gesellschafterin gewesen sein.

— Und weshalb denn, wenn man fragen darf?

— Ich beobachte.

— Ah, Sie sind Philosophin.

— Ein wenig, Madame Kummer. Ich befolge den Grundsatz: wenig sprechen, aber viel hören.

— Das ist auch mein Princip.

— Kennen Sie die beiden Herren, Madame Kummer?

— Welche Herren meinen Sie? fragte sie dann, indem sie ihr goldenes Lorgnon an die Augen setzte.

— Die jetzt zu der Commerzienräthin treten.

— Ah, diese! Ganz recht, ganz recht. Ich kenne nur den Einen, den bleichen und magern.

— Wer ist er denn?

— Er ward mir als der Procurist des Banquiers vorgestellt, und heißt, wenn ich nicht irre, Mansberg. Der Mann gefällt mir; er verbindet männlichen Ernst mit einer angenehmen Tournüre.

— Und der Andere? fragte Eulalia. Ich meine den raschen und beweglichen mit dem vollen Gesichte, der sich in diesem Augenblicke vor den Damen tief verneigt.

— Ein schöner Mann! flüsterte Madame Kummer. Seine Tournüre hat etwas chevalereskes. Wie ehrerbietig er der Commerzienräthin die Hand küßt.

— O sehen Sie doch, Madame Kummer! flüsterte Eulalia.

— Was, was denn, meine Beste?

— Madame Delius ist entrüstet über diese Vertraulichkeit — sie erhebt sich — nun entfernt sie sich mit ihrer Stieftochter —

— Wahrhaftig — und ohne zu grüßen.

— Die beiden Männer sehen ihr lächelnd nach.

— Das hat Etwas zu bedeuten.

— Die Sache ist auffällig.

— Ohne Widerrede.

— Scheint es doch, als ob man die Herrin vom Hause verhöhnte.

— Nun gehen die beiden Herren Arm in Arm durch den Saal.

— Wüßte man doch, was dieses Benehmen zu bedeuten hätte.

In diesem Augenblicke erschien der alte Herr von Friedstädt, ein stattlicher Sechziger, der seine Haare und seinen Bart schwarz färbte. Die stets ein wenig gerötheten Augen bedeckte eine feine Brille. Seine Toilette war untadelhaft, sie verrieth den Mann von Geschmack. Eulalia fragte ihn, ob er den Fremden an Mansbergs Seite kenne.

— Ja, ich kenne ihn, mein Kind, antwortete der Vater, indem er dem jungen Manne freundlich zuwinkte, der langsam durch den Saal ging. Findest Du Interesse an ihm?

— Seine ganze Erscheinung fällt mir auf.

— Ah, ich glaube es wohl! Jener Herr ist Edelmann, ist ein Baron von Kronau. Wir haben vorhin Bekanntschaft gemacht — bei Gott, ein fein gebildeter geistreicher Cavalier, der zu sprechen und sich zu bewegen weiß. Ich stelle ihn Dir vor.

Der Baron kam in die Nähe des Edelmanns. Herr von Friedstädt redete ihn an. Fräulein Eulalia ward ihm vorgestellt. Der Baron war so liebenswürdig, die Dame sofort zum Tanze zu führen. Er tanzte so graziös wie keiner der Männer, die sich im Saale befanden.

— Ein köstlicher Mann! rief Frau Kummer, die ihn beobachtete. Der Baron hat gewiß die Cirkel der Chaussée d'Antin in Paris kennen gelernt, von denen man sich erzählt, daß sie die Muster der civilisirten Welt sind. Das ist echt französische Tournüre! Und seine Toilette — ja, ja, er ist in Paris gewesen.

— Sie sind eine feine Beobachterin, sagte lächelnd der Edelmann.

— Habe ich Recht?

— Aus dem kurzen Gespräche mit dem Baron habe ich erfahren, daß er wirklich eine Zeit lang in Paris gelebt hat.

— Wie kommt er jetzt in unsere Stadt?

— Er besucht seinen Freund Mansberg, den Geschäftsführer des Commerzienraths.

— Verschaffen Sie mir Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, Herr von Friedstädt.

— Ich werde nicht ermangeln, Madame.

— Einem solchen Manne müssen die ersten Kreise unserer Stadt geöffnet werden, damit er eine vortheilhafte Meinung von uns mit sich nimmt, wenn er wieder abreist. Sein Auftreten spricht mehr für ihn, als seine Bekanntschaften, die ihn allerdings nachdrücklich empfehlen. Ich habe also Ihr Wort, Herr von Friedstädt?

— Sie werden den Baron diese Nacht noch kennen lernen.

— Er kann sich versichert halten, daß er eine Einladung zu meinem nächsten Balle erhält. Sie wissen doch, daß dem Feste des Commerzienraths das unsrige folgt?

— Vortrefflich! So dürfen wir diese Wintersaison zu der glänzendsten zählen, die wir bisher gehabt haben.

— Madame Delius ist eine wahre Perle; sie hat neues Leben in unsere erstarrten geselligen Zustände gebracht. Das Concert war vortrefflich; auch wir werden nun dem Beispiele, das sie uns in dieser Hinsicht gegeben, folgen müssen. Apropos, befindet sich Madame Delius nicht wohl?

— Was giebt Ihnen Anlaß zu dieser Vermuthung?

— Nun, sie hat sich mit ihrer Stieftochter, die, beiläufig gesagt, ein Engel ist, in das Seitenzimmer dort zurückgezogen. Unter uns, Herr von Friedstädt, es freut mich, daß die Dame es nicht verschmäht, sich an der Seite ihrer schönen und erwachsenen Tochter zu zeigen.

— Aber, meine Beste, Lucie ist ja nur ihre Stieftochter — das weiß die Welt, und wenn sie es nicht wüßte, würde sie es errathen, da Madame Delius noch zu jung ist . . .

— Ganz recht, ganz recht, mein Verehrungswürdiger! sagte Madame Kummer mit einem feinen Lächeln. Madame Delius ist noch jung, und, der Neid muß es ihr

lassen, schön und geistreich. Ich wünsche dem Commerzienrathe von Herzen alles Glück zu dieser zweiten Verbindung — aber eine schöne Frau besitzt stets Eigenheiten — ich würde es ihr verzeihen, wenn sie sich nicht an der Seite der Stieftochter zeigte. Aber immerhin, ihr Benehmen zeigt von Takt und Verstand.

In diesem Augenblicke brachte der Baron Fräulein Eulalia zurück. Die Dame glühete vor Wonne und Entzücken über die Auszeichnung, die ihr geworden, denn sie hatte es wohl bemerkt, daß die Blicke Aller mit besonderem Interesse auf ihr geruht. Sie gerieth fast außer sich, als der Baron ihr die schmeichelhaftesten Complimente über ihren leichten und graziösen Tanz machte. Auch der Vater ward dadurch angenehm berührt, der seine Tochter für eine fein gebildete und schöne Dame hielt. Der Baron machte Glück, wo er sich zeigte. Der Edelmann vermittelte nun die erste Bekanntschaft des Fremden mit Madame Kummer, deren Geschwätzigkeit den Baron in Beschlag nahm. Der freundliche Leser wird uns den Bericht des folgenden Gesprächs erlassen, da es, wie wir versichern können, ohne Interesse ist. Der Baron von Kronau war so artig, die Conversation der Madame Kummer interessant zu finden.

Wir betreten in dem Augenblicke das Seitengemach,

in dem Lucie es am Arme eines Tänzers verläßt. Philippine befand sich allein.

— Diese Bosheit! flüsterte sie. Wie es scheint, will man mich planmäßig compromittiren. Ich kann nicht glauben, daß die Anwesenheit des Barons eine zufällige ist; sie ist ohne Zweifel Mansbergs Werk, in diesem Falle ist der Baron ein indiskreter, erbärmlicher Mensch. O, daß der Zufall mir diesen Menschen entgegenführte! Ein heftiges Auftreten nützt hier nicht; ich will vorsichtig sein, und später mit Doris überlegen.

Otto Mansberg trat ein. Er stellte sich überrascht, als er die Dame erblickte.

— Ich wage es nicht, Sie um einen Tanz zu bitten, sagte er lächelnd.

— Wenn ich auch keinen Grund habe, Ihnen die Gewährung dieser Bitte abzuschlagen, so wäre es mir dennoch lieber, daß Sie mir Gesellschaft bis zu Lucien's Rückkehr leisteten.

— Sie sehen mich bereit, antwortete Mansberg, indem er sich niederließ. Das stolze Weib lenkt ein! dachte er triumphirend.

— Sie stellten mir vorhin einen Baron von Kronau vor, mein Herr, begann Philippine so ruhig, als es ihr möglich war.

— Ich hielt es für Pflicht, da Madame Delius die

Frau vom Hause ist. Der Herr Commerzienrath hat mir die Erlaubniß ertheilt, den Freund einzuführen.

— Ah, er ist Ihr Freund!

— Und wird so lange bei mir bleiben, als es ihm und mir gefällt. Herr von Kronau ist Herr seiner Zeit und seiner Handlungen. Sie kennen ihn nicht, Madame Delius?

— Vielleicht doch!

— Das trifft sich gut.

— Aber nicht genug, um ein Urtheil über ihn zu fällen. Ich erwarte von Ihnen . . .

— Ein Urtheil? fiel Mansberg rasch und ironisch lächelnd ein.

— Da Sie ein Freund des Barons sind . . .

— Muß ich ihn auch kennen, das ist richtig. Ich halte den Baron für einen liebenswürdigen, fein gebildeten Mann, der würdig ist, überall gut empfangen zu werden. Auf die Personen, die ihn bis jetzt kennen gelernt, hat er einen vortheilhaften Eindruck gemacht. Der Herr Commerzienrath schätzt ihn, weil ich ihn empfehle . . .

— Der Grund ist unverwerflich! meinte ruhig Philippine.

— Und Madame Kummer, die feine Kennerin, schwärmt für den Baron — sie unterhält sich schon eine

Viertelstunde mit ihm. Nur Ihnen, Madame, scheint er zu mißfallen. Es ist dies um so mehr zu beklagen, da Ihr Gemahl meinen Freund protegirt. Sie kennen ihn nur oberflächlich, wie Sie sagten; geben Sie sich doch die Mühe . . .

— Nein, nein! Sie begreifen wohl, daß meine Stellung mir nicht erlaubt, die Aufmerksamkeit auf einen fremden Gast zu richten. Ich glaube übrigens Ihrem Urtheile, mein Herr, und werde mein Benehmen danach einrichten. Aber wenn ich wünsche, daß der Baron unser Haus so wenig als möglich betritt, so leitet mich nur die Rücksicht für meine Stieftochter.

— Ah, für Fräulein Lucie!

— Die Medisance ist in solchen Fällen thätig, und wird hier um so thätiger sein, da der Baron in den Gesellschaften Glück macht.

— Diesen Grund muß ich achten.

— Vielleicht auch den zweiten.

— Und dieser wäre?

— Mein Mann wünscht, daß Sie sich die Neigung Lucien's erwerben. Habe ich mir auch vorgenommen, in dieser wichtigen Angelegenheit neutral zu bleiben, so kann ich doch nicht zugeben, daß der Baron, wenn auch nur scheinbar, eine Rolle in unserm Hause spiele, die Ihnen unangenehm sein muß. Ich halte es für Pflicht, der

Sache ihre natürliche Entwickelung zu lassen. Lucie ist ein so sensibles Wesen, daß man die zarteste Rücksicht nehmen muß. Bedenken Sie es, Herr Mansberg, und erkennen Sie daraus, daß ich den Plänen meines Mannes nicht hinderlich bin.

— Philippine! flüsterte Otto.

— Mein Herr! Mein Herr!

— O Verzeihung, wenn ich Sie mit diesem Namen nenne!

— Still, Lucie kommt.

Die junge Dame trat ein. Der Tänzer führte sie an ihren Platz und entfernte sich. Der Procurist, dessen Leidenschaft bei dem Anblicke des reizenden Mädchens erwachte, suchte seine Unbefangenheit zu bewahren; er wandte sich artig zu der jungen Dame, die mit gerötheten Wangen neben der Stiefmutter saß.

— Hat Fräulein Delius nun einen Tanz für mich übrig? fragte er.

— Mich bindet vor der Hand kein Versprechen, mein Herr.

— So werde ich die Ehre haben, den nächsten Walzer mit Ihnen zu tanzen.

Lucie verneigte sich.

— Jetzt erschien auch der Commerzienrath, den die Gesellschaft in einem der Nebenzimmer fast eine Stunde lang gefesselt hatte.

— Verzeihung, Philippine, daß ich Sie allein gelassen, sagte er lächelnd, indem er ihr beide Hände entgegenstreckte. Aber Sie wissen es ja, der Pflichten des Herrn sind so viele . . .

— Sie haben recht gethan, mein lieber Freund! antwortete die junge Frau, seine Hand an ihr Herz drückend. Wir gehören diesen Abend mehr der Gesellschaft, als uns an. Uebrigens habe ich es unserer Tochter und Herrn Mansberg zu danken, daß mir die Stunde rasch verflossen ist, die mir an Ihrer Seite zu verbringen nicht vergönnt war.

Der Commerzienrath bemerkte seinen Procuristen, der sich höflich verneigte.

— Haben Sie getanzt, Mansberg?

— Nein, Herr Commerzienrath.

— So lieben Sie diese Zerstreuung nicht?

— Ich werde die Ehre haben, Fräulein Lucie zu dem nächsten Tanze zu führen.

— Und dieser Tanz ist ein Walzer, fügte Philippine hinzu.

Der Banquier küßte die Hand seiner Frau; dann fragte er:

— Was soll diese Bemerkung bedeuten?

— Sie zu erklären wird Ihnen nicht schwer werden, wenn Sie bedenken, daß ich nur erst die Polonaise mit Ihnen getanzt habe.



Der Banquier war sehr heiter; man hatte ihm von allen Seiten Complimente seiner schönen und geistreichen Frau wegen gemacht. Auch ein Mann von sechsundvierzig Jahren ist nicht frei von Eitelkeit, er ist stolz, wenn Andere ihn beneiden. Die Musik begann in dem Saale.

— Ihren Arm, Philippine!

Die junge Frau stand rasch auf.

— Und Sie, Mansberg? fragte der Banquier.

— Ich folge Ihnen, Herr Commerzienrath.

Der Procurist bat Lucien um ihre Hand. Als die Paare das Zimmer verlassen wollten, trat ihnen der Baron entgegen. Er wich zurück, um Platz zu machen.

— Verdammt! murmelte er vor sich hin. Die reizende Tochter des Banquiers ist mir entgangen, ich komme zu spät. Also das nächste Mal.

Er sah dem Tanze zu. Seine Blicke folgten unablässig der anmuthigen Lucie, die leicht und graziös durch den Saal schwebte. Jetzt mischte sich der Commerzienrath mit seiner strahlenden Gattin in die Reihen der Tänzer.

— Philippine! murmelte der Baron vor sich hin. Die Schlange hat sich noch einen passabeln Mann und ein großes Vermögen erlistet. Sie ist glücklicher gewesen,

als ich. Ah, bah! Ein Narr, wer die Hoffnung aufgiebt! Diese Sphäre der Geldmenschen scheint ein ergiebiges Terrain zu sein.

In diesem Augenblicke legte sich ihm eine Hand auf die Schulter.

— Herr von Friedstädt!

— Ich bin es, Herr Baron. Sie stehen einsam, verlassen, schließen Sie sich doch der Gesellschaft näher an. Dort ist das Buffet, hier befinden sich die Spielzimmer.

— Ich übte einen Verrath an mir selbst, mein bester Herr, wenn ich mich der Beobachtung der Damen entzöge, die einen köstlichen Anblick gewähren — nicht etwa der gewählten und reichen Toilette wegen; nein, es giebt reizende Gestalten, glühende Augen und schwellende Lippen. Man muß es sagen: der Herr Commerzienrath hat eine vortreffliche Gesellschaft.

— Sie sehen, der Bürgerstand distinguirt sich immer mehr, meinte lächelnd Herr von Friedstädt.

— Der Adel und die Geldaristokratie werden sich amalgamiren.

— Warum nicht? Die Zeiten der Vorurtheile sind vorüber. Wer ist die reizende, etwas bleiche Dame mit dem braunen Haare, die am Arme meines Freundes Mansberg dahinschwebt?

— Sie kennen die lieblichste Blume unsers Damenflors nicht?

— Nein, aber ich bewundere sie.

— Sie ist die Tochter des Commerzienraths Delius.

— Ah!

— Lucie hat die schärfste Kritik nicht zu scheuen.

— Wenn sie eben so geistreich, als schön ist! flüsterte der Baron.

— Sie hat eine sorgfältige Erziehung genossen. Ihr Freund Mansberg kann sein Glück machen.

— Wie, Mansberg? fragte neugierig der adelige Elegant.

— Man sagt, der Banquier habe ihm die Tochter zugedacht.

— Wahrhaftig, nicht übel, ein schönes Paar! Und Mansberg hat mir kein Wort davon gesagt. Nun, ich bin kurz vor dem Balle angekommen, er hat nicht Zeit zu vertraulichen Entdeckungen gehabt. Die Dame ist jung, schön, geistreich und auch sonst wohl nicht arm?

— Ihre verstorbene Mutter besaß ein Vermögen von fünfmalhunderttausend Thalern. Herr Mansberg ist der Geschäftsführer des Commerzienraths —

— Ah, ich begreife! das Kapital wird dem Bankhause nicht entzogen, wenn man den Schwiegersohn zum Compagnon macht. Demnach ist die projectirte Heirath

mehr als eine Convenienz, sie ist ein Geschäft. Ich wünsche meinem Freunde Glück, viel Glück. Sie nannten die junge Dame Lucie?

— Ja.

— Fräulein Lucie muß jedem Männerherzen gefährlich werden.

— Sie sprechen ja, als ob Sie verheirathet wären, Herr Baron? sagte Herr von Friedstädt mit einem forschenden Seitenblicke.

— Nein, mein Herr, ich bin noch nicht verheirathet.

— So bietet sich Ihnen noch eine herrliche Aussicht.

— Wollen Sie nicht auch andeuten, daß es Zeit ist, sich in Hymens Joch zu beugen?

— Nein, Herr Baron; aber ich wundere mich, daß es noch keiner Schönen gelungen ist, Sie in den Schlingen zu fangen, die uns Männern allen drohen.

— Ein Mann von festen Grundsätzen läßt sich nicht leicht fangen. Die Ehe ist nach meiner Ansicht ein zu wichtiger Schritt, als daß man ihn in der Verblendung der Leidenschaft thun sollte. Den Einen verblendet Schönheit, den Andern Reichthum — der Traum ist schön, aber kurz — und nun das Erwachen! Es prüfe, was sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet.

— Mir aus der Seele gesprochen! sagte eifrig der Edelmann.



— Schönheit beglückt nicht immer.

— Das ist leider nur zu wahr.

— Das Vermögen macht den Mann abhängig von der Frau.

— Sie haben Recht, Herr Baron.

— Und eine geistreiche Frau ohne Herz gleicht einer strahlenden Blume ohne Geruch und Duft. Man ergötzt sich eine Zeitlang daran, dann tritt eine Erschlaffung ein, die nach und nach in Ueberdruß übergeht.

— Sie sprechen mir aus der Seele.

— Ah, wie selten findet man alles das vereinigt, was das wahre Glück in der Ehe schafft! Ich habe es nicht abgeschworen, mich in den Stand der heiligen Ehe zu begeben; aber es ist mein fester Grundsatz, sorgfältig zu prüfen, ehe ich wähle und über die Zukunft bestimme.

— Ich ehre diesen Grundsatz.

— Das Veilchen blüht im Verborgenen — verzeihen Sie, daß ich mich dieses Gemeinplatzes bediene; aber er paßt vortrefflich auf die angezogenen Verhältnisse. Wie oft findet man unter einer unscheinbaren Hülle die kostbarsten Schätze.

Die beiden Männer schwiegen, da andere Gäste in ihre Nähe traten. Wozu, wird der Leser fragen, berichtet man uns ein Gespräch, das weder Neues noch Piquantes bietet? Soll es die Personen, die es

geführt, charakterisiren? Nein, antwortet der Verfasser; aber sowohl der Baron, als der Herr von Friedstädt hatten Gründe, sich gegenseitig ihre Ansichten von der Ehe zu erkennen zu geben. Der Baron wollte als ein Mann von strengen Grundsätzen, als ein gesetzter Charakter gelten, und Eulalia's Vater pflichtete ihm von Herzen bei, da seine Tochter weder Schönheit und Jugend, noch Reichthum ihrem künftigen Gatten bieten konnte; er ließ sie gern als das Veilchen gelten, das im Verborgenen blüht und kostbare Schätze im Innern unter unscheinbarer Hülle birgt. Der Vater einer alten Jungfer versäumt keine Gelegenheit, seine Netze im Interesse der Tochter auszuspannen, vorzüglich wenn er sie für geistreich und sehr liebenswürdig hält. Eulalia sollte einen Mann haben und wäre es auch ein Mann ohne Vermögen. Der Baron, ein strenger Moralist, wie es schien, konnte ja der Mann sein, der sich in der Schlinge fangen ließ.

— Sie sind also kurz vor dem Balle erst angekommen? fragte Herr von Friedstädt, um ein gleichgültiges Gespräch anzuknüpfen, das die Umstehenden hören konnten.

— Ja, mein Herr.

— Und werden Sie lange bei uns bleiben?

— Einige Monate gewiß.



— Ich freue mich, Sie in meinem Hause willkommen zu heißen.

Der Baron verneigte sich und versprach, seinen Besuch abzustatten.

Wir wenden uns nun zu Otto und Lucie, die das Seitengemach wieder betreten hatten. Die beiden jungen Leute befanden sich allein, da der Commerzienrath und Philippine in ein Gespräch mit näher befreundeten Personen verwickelt waren. Die Leidenschaft des Procuristen für das liebenswürdige Mädchen loderte in heller Gluth auf. Er konnte sich nicht von ihr trennen, nachdem er sie an den Platz zurückgeführt hatte. Lucie ahnte seine Absicht. Die Nähe des jungen Mannes erfüllte sie mit einem leichten Schauder.

— Wo bleibt meine Stiefmutter? fragte sie mit beklommener Stimme.

— Sie sehnen sich nach ihr — ich finde das begreiflich. Madame Delius nimmt eine Stellung in Ihrem Hause ein, zu der ich Ihnen, mein Fräulein, nur Glück wünschen kann. Sie ist Ihnen die aufrichtigste Freundin. Wenn sie sich jetzt mit dem Commerzienrathe fern hält, so glaube ich die Absicht zu erkennen, mir einige Minuten der Unterredung mit Ihnen zu verschaffen.

— Mit mir? Und allein?

— Madame Delius theilt den Wunsch Ihres Vaters.

— Welchen Wunsch? fragte Lucie bang.

— Ihr Glück zu befördern.

— O, ich zweifle nicht daran. Wie könnte sie auch das Gegentheil wünschen wollen?

— Lucie, Sie hegen eine unbegründete Abneigung gegen mich.

— Mein Herr!

— Wenn ich mich bemühe, die Absichten Ihres Vaters zu verwirklichen, so folge ich auch der Verehrung für Sie, die mein ganzes Herz erfüllt.

— Herr Mansberg, ich erinnere Sie an das Gespräch, das vor dem Einzuge meiner Stiefmutter zwischen uns stattfand.

Der Procurist entließ ihre Hand, die er soeben ergriffen hatte.

— Sie stoßen mich grundsätzlich zurück! murmelte er.

— Nein, nein! rief sie, erschreckt über den Ton und Gesichtsausdruck Otto's. Ich will Sie nicht kränken; aber ich möchte Sie auf die Unmöglichkeit dessen aufmerksam machen, was Sie wünschen. Kann ich meinen Gefühlen gebieten? Betrachten Sie mich als die Tochter Ihres Chefs . . .

— Ah, dahinaus wollen Sie!

Otto kniff die Lippen zusammen und ließ seine

glühenden Blicke über die reizende Gestalt Lucien's hinschweifen, die in heftiger Erregung vor ihm saß.

— Sie erinnern mich an das früher stattgehabte Gespräch, begann er nach einer Pause. Gut, ich will darauf Bezug nehmen, weil Sie es wollen. Ihr Vater hat seine Ansicht noch nicht geändert —

— Mein Herr, treten Sie nicht zwischen Vater und Tochter!

— Ich muß es, um Ihnen meine Ergebenheit zu zeigen.

— Sie zwingen mich, den Ball zu verlassen.

— Nein, Sie werden bleiben und mir danken, wenn Sie mich gehört haben. Sie lieben Ihren Vater?

— Deß ist Gott mein Zeuge!

— Nun, so ersparen Sie ihm einen großen Kummer.

— Worüber?

— Daß er Ihnen befehlen muß, mir Ihre Hand zu reichen.

Lucie stand entrüstet auf.

— Jeder Befehl meines Vaters ist mir heilig . . .

— Lucie, ich beschwöre Sie!

— Doch dieser Befehl würde mich ungehorsam finden.

— Und der Rath Ihrer Stiefmutter?

— Mein Herr, ich kann Sie nicht mehr anhören!

Die junge Dame wollte sich entfernen. Otto hatte den Muth, sie an der Hand zurückzuhalten.

— So dürfen wir uns nicht trennen! flüsterte er. Wollen Sie Ihrem Vater nicht gehorchen, so stürzen Sie ihn wenigstens nicht in's — Unglück!

— Was ist das?

— Von Ihnen hängt es ab, daß er als Geschäftsmann und als Gatte glücklich bleibe. Die Ehre Ihrer Stiefmutter liegt in meiner Gewalt — erkaufen Sie sie durch Ihre Hand. Sie wissen nun Alles; entscheiden Sie sich, ehe es zu spät wird. Ich kann nicht ohne Sie — Ihr Vater kann nicht ohne mich existiren. Lucie, ich beklage, daß Sie mich so weit treiben. Leben Sie wohl; ich werde mich nur dann wieder Ihnen nähern, wenn Sie mich dazu auffordern.

— Hoffen Sie das nicht! flüsterte Lucie bestürzt.

— Ich hoffe es nicht, weil ich weiß, daß es geschehen wird.

— Nie! Nie!

— Sie werden mit Ihrem Vater Rücksprache nehmen wollen —

— Noch diese Nacht.

— Unterlassen Sie es, Sie führen sonst um so schneller seinen Ruin herbei und kränken die Ehre Ihrer Mutter im Grabe. Begreifen Sie nun, warum seine Stirne sich trübt, wenn er Sie erblickt? Sie sind das Ebenbild der Frau, die ihn betrogen hat. Noch bewahre



ich dieses Geheimniß allein — Sie werden es zum Verderben Ihrer Familie mir entreißen.

Otto Mansberg blickte noch einmal die erbleichende Dame mit drohenden Blicken an, dann verließ er rasch das Gemach. Lucie sank wie betäubt auf einen Sessel nieder.

— Mein Gott, hauchte sie vor sich hin, erleuchte mich! Und Du, Mutter, die Du meine Pein siehst, gieb mir Muth und Kraft, daß ich die Schwere meines Schicksals ertrage!

Das Benehmen, das der Vater ihr gegenüber beobachtete, mußte wohl einen tiefern Grund haben, als den, den sie bis jetzt angenommen; daß die Aehnlichkeit mit der Verstorbenen allein seine Abneigung nähre, war nicht wahrscheinlich. Aber wie kam Mansberg in den Besitz eines Geheimnisses, das der Vater sorgfältig in sich zu verschließen gezwungen war? Die arme Lucie irrte umsonst in dem uferlosen Meere der Vermuthungen. Plötzlich fühlte sie eine Hand auf der ihrigen. Sie blickte erschreckt empor — Vater Graff, der alte Kassirer stand vor ihr.

— Weinen Sie nicht, Lucie, sagte er theilnehmend, aber erschrecken Sie auch nicht vor diesem bösen Mansberg.

— Herr Graff, woher wissen Sie . . .

— Ich war ein unfreiwilliger Zeuge der so eben stattgehabten Scene. Der junge Bösewicht hat mich nicht bemerkt. Sehen Sie, mein liebes Fräulein, ich bin alt und an die Nachtschwärmereien nicht gewöhnt — die Müdigkeit übermannte mich, da suchte ich mir dort ein Plätzchen hinter der Gardine; mein leiser Schlaf ward durch Ihren Eintritt gestört. So kam es, daß ich das gehört habe, was ich wohl nicht hören sollte. Beruhigen Sie sich, es ist ein Glück, daß ich hier war, denn Sie würden mir, wie ganz natürlich, doch Nichts gesagt haben. Nun kenne ich die Pläne jenes Elenden, und weiß, worauf er sein Verfahren fußt: er verdächtigt Ihre verstorbene Mutter und Ihre Stiefmutter.

— Graff, rathen Sie mir: was soll ich thun? fragte Lucie.

— Das will ich Ihnen sagen. Aber wollen Sie mir auch folgen?

— Ich verspreche es Ihnen mit Hand und Mund.

— So stellen Sie sich, als ob Nichts geschehen sei.

— Aber mein armer Vater . . .

— Ihm sagen Sie kein Wort, er würde Ihnen doch nicht glauben. Der würdige Geschäftsführer muß sich in seiner eigenen Schlinge fangen. Vertrauen Sie der Vorsehung, die jede Schurkerei, und wird sie noch so heimlich begangen, an das Licht zieht; aber vertrauen Sie auch

mir, dem alten, treuen Diener Ihres Hauses. Die Verhältnisse sind so listig verwickelt, daß wir sehr vorsichtig verfahren müssen, wenn Ihr Vater nicht Schaden erleiden soll. Er darf sein Benehmen gegen den Procuristen nicht ändern, und dies würde unfehlbar geschehen, wenn er jetzt schon den Wicht näher kennen lernte. Beobachten Sie Ihre Stiefmutter und schenken Sie ihr um des Himmels willen nicht volles Vertrauen, denn ich fürchte, daß sie der Einfluß Mansbergs trifft. Ist es zur Bewahrung unsers Geheimnisses nöthig, so stellen Sie sich, als ob Sie nach und nach den Wünschen Ihres glühenden Verehrers geneigt würden. Ach, ich weiß, die Rolle fällt Ihnen schwer; aber spielen Sie sie, so gut Sie können, die traurige Nothwendigkeit dazu liegt vor. Muß ich alter Mann doch eine Maske vor das Gesicht nehmen, um das zu scheinen, was ich nicht bin — ein scheuer Bediente. Dieser Mansberg hat Alles angewendet; er hält uns für Möbel nach dem alten Schnitte und würde uns gern beseitigen, wenn es nur ginge. Nun gute Nacht, ich gehe heim. Schlafen Sie ruhig. Denken Sie daran, daß Mansberg ein Versehen diesen Abend begangen hat; hätte er sich nicht hinreißen lassen, wir wüßten noch Nichts. Gute Nacht, mein liebes Fräulein!

Lucie reichte ihm ihre kleine Hand, die vor Erregung zitterte.

— Grüßen Sie Paul, flüsterte sie verschämt lächelnd.

Der Alte drückte herzlich ihre Hand, dann verschwand er. Man hat ihn nicht mehr im Saale gesehen.

Um Mitternacht ging die Gesellschaft zur Tafel, die mit so auserlesenen Speisen und Weinen besetzt war, daß selbst die verwöhntesten Gäste ihre Verwunderung ausdrückten. Das Orchester begleitete das Mahl mit rauschender Musik.

Während man im Saale tafelt, führen wir den Leser in ein Zimmer des ersten Stocks. Wir treffen hier Doris, die Zofe, und Anne, die Wirthschafterin. Beide sitzen an einem reich besetzten Tische. Die Domestiken feiern das Fest der Herrschaft.

Frau Weiß, die eine große Küchenschürze trug, war sehr erregt; die alte Frau, wir müssen es sagen, hatte der Flasche mehr zugesprochen, als ihr dienlich war. Doris hatte ihr nachdrücklich zugeredet.

Die Zofe, weiß gekleidet, war nicht übel; sie bot, trotz ihres Alters, doch noch eine hübsche Erscheinung. Der Wein hatte ihr die Wangen geröthet und die Augen glänzend gemacht.

— Ich bin recht müde, sagte Anne gähnend, die behaglich in einem Lehnstuhle saß.

— O, das glaube ich, denn Sie haben sich weidlich

abgeplagt. Es ist ein Riesenwerk, die Tafel für so viele Gäste zu besorgen. Sie haben ein Meisterstück geliefert. Stoßen wir an auf das Wohl unserer Herrschaft.

— Ja, das wollen wir! rief Anne, die sich wieder ermunterte.

— Der Herr Commerzienrath und seine schöne Gattin sollen leben.

— Sie sollen leben!

Die beiden Frauen stießen an und leerten die Gläser.

— Bravo! rief Doris lachend. Man sieht, daß Sie die Herrschaft in das Herz geschlossen haben.

— Nun ja, sagte die Alte.

— Man muß sich nur erst näher kennen.

— Ja, der Schein trügt sehr oft.

— Das kann man hier mit Recht sagen. Sind Sie mir noch böse, Frau Anne?

Die Zofe reichte ihr die kleine Hand über den Tisch.

— So halb und halb, Mamsell Doris.

— Schlagen Sie ein.

— Die Frau Commerzienräthin hat mich zu empfindlich beleidigt.

— Und dafür soll ich büßen?

— Sie haben mir die Thür gezeigt.

— Weil ich Sie nicht kannte.

— So hätten Sie sich erkundigen müssen.

— Können Sie denn gar nicht vergessen, Frau Anne? fragte Doris mit einem leichten Anfluge von Unwillen. Ich habe Sie so lieb gewonnen, daß ich Sie küssen möchte, und Sie . . .

Anne lächelte.

— Sie haben mich wirklich lieb gewonnen? wiederholte sie.

— Wie Madame Delius, die es mir zur Pflicht gemacht hat, Sie wie die zweite Herrin vom Hause zu behandeln.

— Das hat Madame Delius gethan? fragte Anne auffahrend.

— So wahr, als ich vor Ihnen sitze.

— Da muß sie wirklich zur Erkenntniß gekommen sein, oder Herr Delius hat es ihr befohlen.

— Nein, meine Herrin läßt sich in solchen Dingen nicht befehlen; sie handelt aus freiem Antriebe.

— Dann ist hier meine Hand.

Doris ergriff die dargebotene Hand und drückte sie.

— Wir sind also Freundinnen?

— Ja!

— Also auf unsere Freundschaft! rief sie, indem sie die Gläser mit Champagner füllte. Sehen Sie nur, wie der köstliche Wein schäumt.

— Champagner?



— Die Herrin hat ihn geschickt. O, die gute Dame denkt im Tumult der Freude auch an ihre Leute. Trinken wir auf unsere Freundschaft.

— Nein, das schickt sich nicht, sagte Anne, deren Kopf immer mehr erglühete.

— Was schickt sich nicht?

— Daß wir erst an uns denken. Wir haben eine Person vergessen, die gleich nach der Herrschaft kommen muß.

— Wer ist denn diese Person?

— Die Tochter vom Hause.

— Mein Gott, wo hatte ich denn meine Gedanken? Fräulein Lucie, die reizende junge Dame —

Frau Weiß wurde lebhafter. Indem sie sich emporrichtete, fragte sie:

— Haben Sie das Fräulein im Ballstaate gesehen?

— Mein Gott, ich habe ihr ja die Toilette gemacht. Lucie ist so schön, wie ich selten eine Dame gesehen habe.

— Und gut ist sie, gut, wie ein Engel aus dem Himmel. Fräulein Lucie soll leben!

— Noch lange und glücklich, wie sie es verdient.

Frau Weiß hatte ihr Glas geleert. Schmunzelnd sah sie einige Augenblicke vor sich hin.

— Das ist ein wohlschmeckender Wein, meinte sie

dann. Hu, wie der durch die Adern geht und das Blut heiß macht.

— Haben Sie denn noch keinen Champagner getrunken?

— Nein, so hoch haben wir uns hier nicht verstiegen. Dann und wann ein Glas Rheinwein war Alles.

— In dem Hause eines Millionärs kann man jeden Tag Champagner trinken. Noch ein Glas, Frau Anne!

— O, nun nicht mehr.

— Sie beleidigen mich.

— Das will ich nicht.

— Sie vergessen, daß unsere Freundschaft jetzt an die Reihe kommt.

— Nun, da will ich noch ein Glas wagen.

Doris hatte die Gläser gefüllt; Beide standen auf, stießen an und tranken. Die gute Alte kannte die Wirkung des feurigen Weins nicht; nach diesem dritten Glase schon vergaß sie ihre Grundsätze, ward sehr aufgeregt und begann zu lallen. Von nun an ward das Gespräch lebhafter, und der guten Frau Weiß, die sich nie in einem solchen Zustande befunden, trat das Herz auf die schwere Zunge. Das Sprichwort, im Wein ist Wahrheit, bewährte sich auch hier: Anne zeigte sich als eine offenherzige, gern plaudernde Person. Vielleicht hatte Doris dies gewollt. Beobachten wir Beide noch kurze Zeit.

— Sie sind doch eine lustige Person, Mamsell Doris. Sie wissen es schon anzufangen, daß man Ihnen nicht böse sein kann. Unten amüsirt sich die Herrschaft, wir amüsiren uns hier oben.

— So muß es auch sein. Meine liebe Freundin, das Leben ist kurz, es fließt rasch dahin, und ehe man sich dessen versieht, ist es vorbei. Nur närrische Leute machen sich Sorgen und leisten auf die Freuden der Welt Verzicht. Man braucht deshalb nicht auszuarten — und so denkt auch meine Madame. Wie anders ist der Herr Commerzienrath schon geworden, seit er verheirathet ist.

— Ja, ja! stammelte Anne.

— Sie hätten ihn nur sehen sollen, wie er sich um seine jetzige Frau bewarb; immer ernst, immer Wolken auf der Stirn und sehr oft mißmuthig zeigte er sich in den Gesellschaften. Ist er denn zu Hause auch so gewesen? Aber trinken wir doch, der herrliche Wein verraucht ja.

Anne ließ sich nicht lange zureden, sie nippte von dem schäumenden Weine und machte ein so seliges Gesicht, daß sich an ihrem Wohlbehagen nicht zweifeln ließ.

— Sie fragten, ob der Herr Commerzienrath früher auch so gewesen sei?

— Ah, wir sprachen von unserm Herrn — ja, wie war er denn früher?

— Nun, ich kann Ihnen wohl sagen, daß ich mich recht gefreut habe, als ich von seiner zweiten Heirath hörte. Da wird es doch endlich einmal anders werden, dachte ich. Und richtig, es ist so gekommen. Wir führten hier ein Leben, wie in einem Kloster. Wir machten keine Besuche und empfingen keine Besuche.

— Das arme Fräulein muß ja ganz melancholisch geworden sein.

— Und ich mit dem Fräulein. Statt sich nun zu zerstreuen, wozu ich ihr rieth, ging sie täglich nach dem Friedhofe.

— Du lieber Himmel, das ist der rechte Ort für eine junge Dame. Und dahin ging sie täglich?

— Mitunter zwei Male — Abends und Morgens.

— Was machte sie denn da?

— Um am Grabe ihrer Mutter, die sie nicht gekannt hat, zu beten.

— Ist das eine sonderbare Idee! rief Doris verwundert.

— Und Herr Delius war immer so ernst gestimmt, daß ihn der Anblick seiner schönen Tochter nicht einmal erheitern konnte.

— Frau Anne, unter uns gesagt, das Verhältniß zwischen Vater und Tochter gefällt mir nicht.

— Mir eben so wenig.

— Das muß anders werden. Die Frau Commerzienräthin wird schon dafür sorgen.

— Und ich werde das Meinige ebenfalls dazu beitragen.

— Was wollen Sie thun, Frau Weiß?

— Lucie muß heirathen, muß fort aus dem Hause! Glauben Sie mir, es giebt kein anderes Mittel! sagte die Alte mit klugen Mienen. Herr Delius kann einmal seine Tochter nicht leiden . . .

— Der seltsame Mann. Was hat Lucie ihm denn zu Leide gethan?

— Nichts! Nichts! fuhr Anne auf. Sehen Sie, Mamsell Doris, das ist eben mein Aerger. Ist es denn die Schuld der Tochter, daß die Mutter bei ihrer Geburt gestorben ist? Lucie ist jetzt so alt, als die Mutter bei ihrem Tode war — Mamsell Doris, ich habe die Selige noch gekannt — Beide sehen sich ähnlich wie ein Ei dem andern. So etwas ist noch nicht dagewesen, kommt auch nicht wieder. Die erste Madame Delius wandelt immer noch auf der Erde. Ja, ja, Lucie ist ihre Doppelgängerin, wie Madame Graff sagt, die Frau unsers alten Kassirers. Es ist erstaunlich, man sollte es nicht für möglich halten. Haare, Stirn, Auge, Nase, Wangen, Mund, Kinn, Hals, der ganze Wuchs, der

Gang, die Sprache und das Benehmen — Alles, Alles, kurz die ganze Madame Delius ist zurückgeblieben. Und wie hat der Herr Commerzienrath seine erste Frau geliebt! Er hat sie auf den Händen getragen — nein, das ist nicht genug — man kann wohl sagen, daß er sie vor lauter Liebe hätte essen mögen. Sehen Sie, Mamsell Doris, fuhr Anne fort, deren Redelust den höchsten Grad erreicht hatte — ich kam sechs Wochen vor der Entbindung der Seligen in dieses Haus. Mein Mann war gestorben und mein Kind war gestorben. Da sitze ich eines Abends bei der jungen Frau im Zimmer. Herr Delius war noch in seinem Comptoir. Hier in diesem Zimmer, Mamsell Doris, das zum Schlafzimmer der Madame eingerichtet war. Ich erzählte gerade, wie mir es ergangen und wie mein Mann gestorben war — da bricht die junge Frau plötzlich in ein heftiges Weinen aus, daß ich denke, sie bekommt Krämpfe. Was ist Ihnen denn, Madame Delius? O, das dürfen Sie nicht, bedenken Sie Ihren Zustand, diese Aufregung kann böse Folgen haben! — Ich suchte sie zu beschwichtigen, umsonst, sie weinte fort und sagte endlich: Mir ist, als ob ich werde sterben müssen. — Großer Gott, wie kommen Sie denn auf diesen sonderbaren Gedanken, liebe Madame? — Verlassen Sie sich darauf, ich muß sterben! — Da schlug es sieben Uhr auf dem Thurme. Um

diese Zeit mußte Herr Delius kommen. Die junge Frau suchte sich zu beruhigen und trocknete ihre Thränen, dann bat sie mich, dem Herrn zu verschweigen, was sie gesagt hatte, sie wolle nicht, daß er sich ängstige. Da kam der Herr, und ich ging, denn ich wußte, daß ich bei den Liebkosungen überflüssig war. Durch die halboffene Thür sah ich noch, daß sich die junge Frau an die Brust ihres Mannes warf und seinen Hals umschlang, als ob man sie von ihm wegreißen wollte. Ich glaube, nun haben sie Beide vor lauter Liebe geweint.

Anne trocknete ihr glühendes Gesicht. Doris benutzte die Pause zu der Bemerkung:

— Wenn der Commerzienrath in Lucien das Ebenbild seiner vergötterten Frau sieht, so müßte er doch vielmehr in großer Liebe an der Tochter hängen, statt bei ihrem Anblicke düster gestimmt zu werden.

Frau Weiß wiegte den Kopf.

— Ja, so sollte man meinen; aber es ist nicht so.

— Dies liefert den Beweis, daß der Herr Commerzienrath ein Melancholiker ist, den die junge Frau tüchtig in die Cur nehmen muß, was auch geschehen wird. Die arme Lucie dauert mich.

— Ach, sie ist ein so seelensgutes Geschöpf, daß ich mein Leben für sie lasse.

— Ihre Erzählung hat mich böse gemacht auf den

Commerzienrath. Frau Anne, Sie sind ja hier Alles in Allem, haben gehört und gesehen: Vermuthen Sie denn nicht, warum Herr Delius seine Tochter nicht liebt?

Die Alte fühlte sich geschmeichelt.

— Wohl war ich Alles in Allem! sagte sie mit großer Genugthuung.

— Und werden es auch bleiben. Die Frau Commerzienräthin hält große Stücke auf Sie. Neulich sagte sie noch: Es ist ein wahres Glück, daß wir die verständige Frau Weiß hier vorgefunden haben.

— Das sagte die Frau Commerzienräthin?

— Mein Wort darauf! versicherte Doris.

— Die gute Dame!

— Fassen Sie nur Vertrauen zu ihr, Frau Anne.

— Ja, das will ich auch.

— Sie liebt ihren Mann eben so zärtlich, als die verstorbene Frau, wenn sie ihm auch nicht an den Hals fliegt und in Thränen ausbricht.

— Davon bin ich überzeugt.

— Er muß von seinem Vorurtheile gegen Lucie bekehrt werden. Was meinen Sie?

— Ich meine, meine liebe Mamsell Doris, das wird schwer werden.

— Das wäre ja traurig.

— Ich will Ihnen einmal etwas mittheilen, flüsterte

Anne geheimnißvoll. Dann können Sie selbst urtheilen, ob es nicht das Beste ist, daß Lucie sich verheirathet. Ich bin ganz dafür, daß Herr Mansberg ihr Mann wird. Hören Sie also: die verstorbene Madame Delius hatte wirklich die Ahnung von ihrem Tode, und darum glaube ich seit jener Zeit an Ahnungen. Nach jenem Vorfalle, den ich Ihnen erzählt, wurde sie stets trauriger. Eines Tages, es war kurz vor ihrer Entbindung, rief sie mich zu sich. Anne, sagte sie, besorgen Sie diesen Brief zur Post, aber so, daß Niemand Etwas davon merkt, und bleiben Sie nicht lange, mein Mann soll nicht wissen, daß Sie fortgewesen sind, denn er will, daß Sie sich stets in meiner Nähe aufhalten. Das wußte ich; um aber der guten Dame gefällig zu sein, ging ich. Unterwegs las ich die Adresse — sie war an einen Baron von Kronau gerichtet, dessen Gut in der Nähe liegen mußte. Von dem Baron hatte ich nie gehört. Was kümmerte es auch mich? Ich besorgte den Brief zur Post und kam zurück. Den folgenden Tag gegen Abend sagte Madame Delius zu mir: Anne, ich habe ein wenig Kopfschmerz und will einen Spazirgang durch den Garten machen. Gut, antwortete ich, so will ich Sie begleiten. — Nein, bleiben Sie; mit dem Schlage sieben werde ich zurückkommen, sollte indeß mein Mann früher das Comptoir verlassen, so rufen Sie mich aus

dem Fenster. — Nun müssen Sie wissen, Mamsell Doris, daß Herr Delius eben fortgegangen war, um in dem Comptoir noch eine Stunde zu arbeiten, und daß es im Garten schon dämmerte. Die junge Frau nahm ihren Mantel und ging spaziren. Sie war noch keine Viertelstunde fort, als der Arzt kam, der gewöhnlich Morgens seine Besuche abstattete. Ich befand mich allein in dem Zimmer. „Wo ist Madame?" fragte er. Im Garten, Herr Doctor! „Allein?" Ja, sie hat es so gewollt. Nun fuhr mich der Doctor an, der ein Freund des Herrn Delius war, daß ich beinahe in Ohnmacht fiel. „Sie ist eine leichtsinnige Person, daß sie ihre Herrin allein gehen läßt, und sie weiß doch, was ich ihr befohlen habe. Madame Delius soll nicht eine Minute allein bleiben. Kommt das noch einmal vor, so werde ich dafür sorgen, daß sie entlassen wird." Nun lief der Doctor selbst in den Garten. Ich war so bestürzt, daß ich ihm folgte; mir war, als ob schon ein Unglück geschehen sei. Der Arzt ging durch den einen, ich ging durch den andern Weg. „Madame Delius!" rief ich. Plötzlich lief ein Mann an mir vorüber, der mich beinahe umgestoßen hätte; ich sah ihm nach — da verschwand er durch die Gartenthür, die in die Seitengasse führt, und zugleich hörte ich, daß er die Thür verschloß. Wie betäubt blieb ich stehen.

Ich glaube, ich stünde heute noch, wenn der Doctor und Madame Delius nicht gekommen wären. — Wer war der Mann gewesen?

— Vielleicht der Baron von Kronau, an den Sie einen Brief zur Post gebracht.

— Ich kam auf diesen Gedanken; aber was hatte die junge Frau, die von Todesahnungen geplagt wurde, mit dem Manne in dem einsamen Garten zu thun?

— Weiter, weiter, liebe Frau Weiß! Vielleicht läßt sich ein Schluß ziehen.

— Während beide nach dem Hause gingen, hörte ich den Doctor der Dame heftige Vorwürfe machen. „Das war mehr als thöricht, das war unbesonnen, verwegen, ja, ich wage es zu behaupten, daß es schlecht war. Sie opfern Ihre Gesundheit und compromittiren Ihren guten Mann." — „Nein, nein, das will ich nicht, bedenken Sie, Doctor, daß ich sterben muß; ach, ich habe ja vielleicht nur noch einige Tage zu leben!" Der Arzt suchte zu trösten, schalt sie eine Närrin und forderte von diesem Augenblicke an unbedingten Gehorsam; er drohete, wenn sie nicht folgsam sei, dem Herrn Delius Alles zu sagen, was an jenem Abende vorgefallen sei. Na, da hätten Sie das Geschrei und Bitten hören müssen; ich glaubte, die arme Frau bekäme Krämpfe. Erst als der

Doctor versicherte, schweigen zu wollen, beruhigte sie sich wieder.

Nun verflossen noch einige Tage. Alles ging in dem gewohnten Gleise. Sehen Sie, Mamsell Doris, dort in jenem Alkoven schlief die junge Frau, und damit sie nie allein war, mußte ich hier schlafen — hier auf derselben Stelle stand das Sopha. Es war in der Nacht vor der Entbindung — ich vergesse die Geschichte nicht, so lange ich lebe. Madame Delius hatte noch lange in der Bibel gelesen, nachdem sich ihr Mann entfernt hatte. Ich saß und ordnete Kinderwäsche. Plötzlich legte Madame Delius, die sehr bleich aussah, ihre Bibel auf den Tisch.

„— Anne, sagte sie, mir wird wieder recht schwer um's Herz. Was ist das? Du wirst sehen, daß ich sterben muß. Immer erscheint mir meine Mutter, die auch so plötzlich aus dem Leben geschieden ist.

„— Liebe Madame, es ist Nichts, gar Nichts. Ihre ängstliche Stimmung ist erklärlich, ich kenne das aus eigener Erfahrung. Warten Sie nur noch einige Tage und Sie werden über Ihre Vorurtheile lächeln.

„— Nein, nein, sagte sie traurig, und die Thränen liefen ihr über die Wangen; es sind zu viel Anzeichen meines frühen Todes vorhanden.

„— Du lieber Himmel, was denn für Anzeichen?

„— Mir ist recht bange vor dieser Nacht.

„— Aber warum denn? Warum denn, liebe Madame?

„— Vielleicht ist es gut, daß ich sterbe.

„— Ein solches Unglück wird der gnädige Gott verhüten. Was möchte wohl daraus werden, wenn jede junge Mutter sterben sollte?

„— Anne, ich will Dir erzählen, was in vergangener Nacht geschehen ist.

„— Nun, so erzählen Sie einmal, Madame Delius.

„— Die Thür meines Schlafgemachs war offen; ich hatte schon einige Zeit in einem unruhigen Schlummer gelegen, als mich ein seltsames Gefühl erweckte. Ich kann Dir dieses Gefühl nicht beschreiben, sagte Madame Delius. Die Nachtlampe verbreitete ein schwaches Licht. Ich hörte Nichts weiter, als deine Athemzüge, denn du schliefst fest. Da fiel mir meine Mutter wieder ein. Ach, tausend Gedanken zogen durch meinen Kopf. Ich mußte weinen und beten. Als ich die Worte sagte, Mutter, muß ich denn wirklich sterben — da —

Madame Delius schwieg, als ob sie erst Kräfte sammelte, um mir das mitzutheilen, was sich ereignet hatte. Ich sah sie mit großen Augen an und wartete. Da hörte ich, daß deutlich drei Mal an die Thür geklopft ward.

— Das hörten Sie? fragte Doris.

— So wahr ich jetzt vor Ihnen sitze.

— Und Madame Delius?

— Die arme Frau zitterte, faltete die Hände und sagte nach einer langen Pause: dasselbe Klopfen habe ich in der verflossenen Nacht gehört. Genau so, wie es in diesem Augenblicke stattgefunden. Du hast es doch gehört?

Ich wollte nicht nein und nicht ja sagen, denn ich hatte es wirklich gehört. Drei langsam auf einanderfolgende Schläge. Furchtsam bin ich in meinem Leben nicht gewesen; ich stand auf, nahm die Wachskerze von dem Tische, ging und öffnete die Thür. In dem Vorzimmer war Alles ruhig — der Mond schien so hell durch das Fenster, als ob es Tag sei. Die Möbel standen an ihrem gewöhnlichen Platze und die Thür, die nach dem Corridor führte, war verschlossen. Ich öffnete auch diese und sah auf den Corridor hinaus — er war hell von dem Mondenlichte; aber ich sah Nichts, gar Nichts. Das Klopfen mußte doch wohl Täuschung gewesen sein. Nachdem ich die Thüren sorgfältig geschlossen, ging ich zu meiner Herrin zurück. Sie hielt ihre kleine goldene Uhr in der Hand.

„— Anne, sagte sie, vorige Nacht war es ebenfalls drei Viertel auf Eins, als ich nach dem Klopfen die Uhr ergriff. Sieh'!

Der Zeiger stand auf drei Viertel Eins.

„— Thorheit, rief ich, trotzdem mir selbst wunderbar zu Muthe war; wir haben uns getäuscht.

„— Also hast Du doch auch gehört, daß es klopfte?

„— Ich habe Nichts gehört, Madame!

Es war vergebens, die arme Frau zu beruhigen; sie las noch kurze Zeit in der Bibel und ging dann zu Bett. Daß ich die ganze Nacht wenig geschlafen habe, schäme ich mich nicht zu sagen. Nun denken Sie sich das seltsame Zusammentreffen, fuhr Anne fort, indem sie ganz nahe an den Tisch rückte. In der folgenden Nacht drei Viertel auf Eins ward Lucie geboren, und Madame Delius wurde sehr krank. Acht Tage später starb die junge Mutter; ich sah nach der Uhr — es war wiederum drei Viertel auf Eins in der Nacht. Mir ward seltsam zu Muthe. Sollte das nur Zufall gewesen sein? Was meinen Sie, Mamsell Doris? Daß sich eine Person täuscht, gebe ich zu — aber Madame Delius und ich — nein, das ist nicht gut möglich. Ich bleibe dabei, es giebt Ahnungen. Damals fiel mir ein, daß auch bei dem Tode meines seligen Mannes Etwas geschah . . .

Doris hatte nicht Lust, diese neue Spukgeschichte zu hören; sie unterbrach die Redselige mit den Worten:

— Frau Weiß, ist weiter Nichts vorgefallen? Wenn nun vielleicht der Mann aus dem Garten geklopft hätte?

— O, daran habe ich ebenfalls gedacht; aber

dann müßte ich ihn doch in dem Vorzimmer oder auf dem Corridor gesehen haben, und Madame Delius hätte nicht von der Geschichte gesprochen. Denken Sie doch nur: wenige Stunden vor ihrem Tode befand sie sich ganz wohl, kein Mensch hätte geglaubt, daß sie sterben würde, selbst der Arzt hoffte auf Genesung, und Herr Delius war zur Arbeit in sein Comptoir gegangen, das er in acht Tagen nicht gesehen hatte. Da sitze ich also vor dem Bette und habe das kleine reizende Mädchen an der Brust. Madame Delius erwachte aus dem Schlafe und sah mich lächelnd an.

„— Was macht mein Kind? fragte sie.

Ich nahm es und hielt es ihr entgegen. Sie küßte es mit einer Zärtlichkeit, daß ich glaubte, sie würde es ersticken; ich mußte meinen Säugling zurücknehmen.

„— Anne, sagte sie, Du wirst mein Kind pflegen und ernähren, wenn ich todt bin.

Nun lachte ich aber Madame Delius aus. Sie schüttelte zwar mit dem Kopfe und sagte, „diese Nacht! diese Nacht!“ aber ich schalt sie eine Schwärmerin und sprach von einer lustigen Kindtaufe. Nun ward die Kranke mit jedem Augenblicke ruhiger und ernster; sie bat mich, das Kind in die Wiege zu legen. Ich that es, weil das kleine Mädchen schlief. Auf einmal sagt Madame Delius: Anne, es wird mir doch recht schwer,

aus der Welt zu scheiden, mein Kind ist gar zu hübsch. Willst Du den Wunsch einer Sterbenden erfüllen? — Ich lachte und nickte mit dem Kopfe. „So höre mich ruhig an. In meiner Toilette liegt ein Papier; wenn ich todt bin, gieb dieses Papier . . .

Der guten Anne erstarb das Wort auf der Zunge, denn in diesem Augenblicke ward deutlich drei Mal an die Thür geklopft. Die beiden Frauen starrten sich erschreckt an. In dem Thurme der nahen Pfarrkirche schlug es drei Viertel auf Eins. Gleich darauf ließ sich ein Tusch des Orchesters in dem Erdgeschosse vernehmen; die bei Tafel sitzenden Gäste brachten das Wohl des Herrn Delius aus und ließen ihn und seine Gattin leben.

— Nein, das ist doch zu arg! sagte Doris, der die Musik wieder Muth verliehen hatte. Der Zufall spielt hier mit einer so wunderbaren Präcision, daß man wirklich an Ahnungen glauben möchte. Herein! Herein! rief sie aufgeregt.

Die Thür blieb verschlossen. Nichts regte sich. Als ein zweiter Tusch sich hören ließ, nahm die Zofe die Kerze und ging hinaus. Eine halbe Minute später kam sie mit der Nachricht zurück, daß Vorzimmer und Corridor kalt und leer seien. Es hat Jemand einen Scherz gemacht, fügte sie hinzu.

Frau Anne schien die Wirkung des Champagners

nicht mehr zu verspüren; sie saß still an dem Tische, hatte die Hände gefalten und sagte kopfschüttelnd:

— Wer möchte sich wohl in der Kälte vor die Thür stellen, um einen solchen Scherz zu machen. Das ist eine ernste, sehr ernste Sache!

— Tolles Zeug! rief Doris lachend. Wir haben Wein getrunken, das Blut ist aufgeregt. Und da wir von Thürklopfen sprechen . . .

— Sie haben es also doch gehört.

— Nun, mir war es so.

— Das sagte ich der verstorbenen Madame Delius auch; ja, ich befand mich in demselben Falle ihr gegenüber, wie Sie mir, Mamsell Doris. Ich hatte gehört, wollte aber nicht zugestehen.

— Fahren Sie fort. Was sagte Ihnen also die Kranke weiter.

— Nichts, Nichts! Schweigen wir davon. Ich habe in meiner Aufregung schon zu viel gesagt. Das Klopfen erinnerte mich noch zur rechten Zeit, daß ich ein schwatzhaftes Weib bin.

Doris gab sich Mühe, ihr die Sache auszureden; aber die Alte ließ sich nicht bewegen.

— Der alte Heinrich hat geklopft! sagte die Zofe.

— Nein, nein!



— Der gute Mann ist ein Schalk; er wird wohl auch Champagner getrunken haben, wie wir.

Die Zofe hätte gern mehr erfahren; es war unmöglich, noch ein Wort aus der Alten zu bringen. Es schlug ein Uhr.

— Wohin, Frau Weiß?

— Ich will noch einmal in die Küche gehen.

— Und dann?

— Mit Fräulein Lucien sprechen.

— Gehen Sie zu Bett, Anne, daß Sie ausschlafen.

Anne öffnete die Thür — Lucie trat ihr entgegen.

— Sie kommen schon, mein Fräulein? rief Doris.

— Die Tafel ist vorüber; ich kann und mag nicht mehr tanzen.

Frau Weiß küßte bewegt dem jungen Mädchen die Hand; dann nahm sie ihm den Pelzmantel ab. Da stand Lucie im Schmucke einer Braut.

— Mamsell Doris, sagte sie, bringen Sie Ihrer Herrin diesen Pelzmantel.

— Will sie auch schon das Fest verlassen?

— Nein, sie sprach davon, eine andere Toilette zu machen.

— Himmel, das hätte ich bald vergessen!

Die Zofe verließ rasch das Zimmer. Kaum hatte sie sich entfernt, als Lucie sagte:

— Nicht wahr Anne, Du bist an solche Feste auch nicht gewöhnt? Du siehst traurig aus — was ist Dir?

— Ich habe an Ihre selige Mutter gedacht.

— Ach, lebte doch meine Mutter noch!

Heinrich erschien, um das Tischgeschirr abzutragen. Lucie machte mit Hülfe Anne's ihre Nachttoilette und ging, ohne sich weiter um das Fest zu kümmern, zu Bett.

Anne ging noch einmal durch die Küche, dann suchte auch sie ihr Stübchen auf. Die Ballgäste entfernten sich gegen Morgen.

Elftes Kapitel.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Die Kälte hatte sich in der Nacht bis zu einem Grade gesteigert, der in der Witterungsgeschichte nur selten vorgekommen war. Als Paul gegen zehn Uhr Toilette machte, sah ihn die Mutter verwundert an.

— Wohin, mein Sohn? sagte sie.

— In das Comptoir, ich will eine Stunde arbeiten. Der Vater ist müde vom Balle, er mag heute zu Hause bleiben.

— Und ich dächte, auch Du bliebest in der warmen Stube. Die Kälte ist so groß, daß man keinen Hund hinausjagt. Ich bin überhaupt gegen die Gewohnheit, den Sonntag Morgen in das Comptoir zu gehen. Das Wenige, was in der einen Stunde gearbeitet wird, kann Montags auch geschehen. Bleibe zu Hause; wenn der Vater aufsteht, frühstücken wir zusammen.

Madame Graff hatte ihre Gründe, den Sohn zurück=

zuhalten; sie wußte nämlich, daß ihr Mann in Gegenwart des Sohnes mehr sprach, als sonst, und die Neugierde, über den Ball des Commerzienraths Näheres zu erfahren, drückte ihr fast das Herz ab. Was sollte sie der Madame Grün mittheilen, wenn diese nach ihrer Gewohnheit gegen Mittag einen Besuch abstattete? Der Gedanke war ihr schrecklich, sagen zu müssen: ich weiß noch Nichts! Und Madame Grün, die regelmäßig die Kirche besuchte, mußte jedenfalls auf dem Heimwege vorsprechen. Daß sie heute nicht ausbleiben würde, trotz der großen Kälte, ließ sich mit Gewißheit annehmen, denn das Fest des Herrn Delius war für gewisse Kreise ein Ereigniß.

— Ich muß fort, liebe Mutter, sagte Paul. Gerade diesen Morgen ist es nöthig, da Montags große Zahlungen zu machen sind.

— Mansberg, der die Nacht geschwärmt hat, wird jedenfalls nicht erscheinen.

— Du weißt ja, liebe Mutter, daß der Procurist uns beobachtet; sollen wir ihm Gelegenheit geben, seine Unzufriedenheit auszusprechen? Nein, diesen Kummer will ich dem Vater ersparen. Mansberg ist so jung, daß ein Tadel von ihm eine Beleidigung für den Vater ist.

— Ich glaube gar, Ihr fürchtet Euch vor diesem Menschen! rief auffahrend die Mutter.

— Von Furcht kann die Rede nicht sein.

— Er hat zwar schon durch seinen Einfluß viel Veränderungen bewirkt; aber Euch Beide wird er wahrlich nicht vertreiben können, wenn er auch Lust dazu hat. Und soviel begreift er auch, daß man einem Körper die rechte Hand nicht abhaut. Ihr thut Eure Pflicht und damit Basta! Herr Delius wird ihn schon zur Vernunft bringen, wenn Mansberg auch, wie man sagt, Lucien heirathen soll. Das ist einmal wieder so eine Geldheirath. Na, das wird eine schöne Ehe geben!

Paul verbarg seine Verlegenheit, indem er vor den Spiegel trat, und den Shawl anlegte.

— Warum denn, liebe Mutter? fragte er mit unsicherer Stimme.

— Warum? Warum?

— Fräulein Lucie ist ein schönes, gutes Mädchen.

— O, wer wollte das in Abrede stellen! Ich kenne kein Mädchen, das sich an Schönheit mit ihr vergleichen ließe.

— Du meinst, Mutter, Mansberg passe nicht für sie?

— Nein, umgekehrt; Lucie Delius paßt für Mansberg nicht.

— Weil sie zu sanft ist.

— Nein, weil sie an einer unheilbaren Monomanie leidet.

— O, Mutter! rief Paul.

— Ja, ja, die Aerzte haben erklärt, sie sei gemüthskrank. Es ist schade um das hübsche Kind.

Der Commis trat von dem Spiegel zurück.

— Mutter, sagte er, hüte Dich um Gotteswillen, diese Ansicht in Gegenwart anderer Personen auszusprechen, denn Du würdest die Tochter unsers Chefs in ein arges Gerede bringen. Die Welt ist stets geneigt, das Albernste und Schrecklichste zu glauben. Schweige vorzüglich in Anwesenheit der Madame Grün . . .

— Madame Grün, mein lieber Sohn, weiß es längst.

— Wer hat es ihr gesagt?

— Ich nicht.

— Wie anders kann sie erfahren haben . . .

— Sie hat Nichts erfahren, Madame Grün hat es gesehen.

— Wo denn?

— An dem Grabe der verstorbenen Madame Delius.

— Es ist natürlich, daß die Tochter das Grab der Mutter besucht.

— Auch im Winter, wenn der Schnee fußhoch über der Erde liegt, wenn die Vögel in der Luft erfrieren? Nein, mein lieber Paul, so etwas thut ein verständiger Mensch nicht. Das liebe Mädchen geberdet sich ja, als



ob sie die Mutter, die sie nie gekannt, erst vor acht Tagen verloren hätte. Tolles Zeug!

— Wäre Lucie nicht die Tochter des reichen Banquiers, man würde sich nicht um sie kümmern.

Es lag nicht in dem Charakter der Madame Graff, irgend Jemandem Recht zu geben; selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu werden, mußte sie ihrer Ansicht Geltung verschaffen.

— Höre, Paul, rief sie eifrig, ich greife Nichts aus der Luft.

— Das weiß ich; aber Du schenkst den Gerüchten, wie sie kommen, zu leicht Glauben. In dem vorliegenden Falle mußt Du schon behutsam sein.

Der Widerspruch reizte die Alte immer mehr; sie mußte sich völlig aussprechen.

— Höre einmal an, mein Freund, mein ungläubiger Thomas: was würdest Du sagen, wenn Du vorgestern bei dem entsetzlichen Schneewetter ein junges Mädchen auf dem Friedhofe gesehen hättest, das wie eine Bildsäule an dem Grabe steht, betet und weint und sich darum nicht kümmert, daß sie der Schnee fausthoch bedeckt? Was würdest Du sagen, wenn Du sähest, daß dieses arme Geschöpf mit den zarten Händen den Schnee wegschafft, um ein elendes Blättchen Immergrün von dem kalten Boden zu

pflücken, das es inbrünstig an die Lippen drückt und dann im Busen verbirgt? Wer thut so Etwas mitten im Winter? Nur eine überspannte oder gemüthskranke Person. Ja, ja, man hat die schöne Lucie vorgestern so gesehen.

— Wer hat sie gesehen?

— Madame Grün.

— Und wie kommt denn Madame Grün mitten im Winter auf den Friedhof?

— Ah, das hat einen andern Grund, mein lieber Sohn. Das Grab ihres Mannes befindet sich dicht neben dem der Madame Delius; von diesem Grabe hatten ruchlose Hände das Holzgitter gestohlen, wahrscheinlich um damit einzuheizen. Na, so viel Pietät muß doch wohl eine Frau für ihren Mann haben, daß sie mit dem Zimmermann an das Grab geht und ihm angiebt, wie er das neue Gitter machen soll. Das hat nun Madame Grün gethan, und bei dieser Gelegenheit hat sie die Tochter des reichen Banquiers in dem tiefen Schnee gesehen. Als sie den Rückweg antrat, ging Lucie dicht vor ihr her. Da sah sie in der Straße eine Bettlerin, ein altes, zerlumptes Weib, das in einem Thorwege kauerte. Was that Fräulein Lucie? Sie ging zu dem Weibe und wollte ihr Geld geben; aber unglücklicherweise hatte sie keine Börse bei sich. Während sie

suchte, streckte das Bettelweib die braungefrorene Hand aus. Mein Gott, ich habe kein Geld bei mir, sagte die Tochter des reichen Banquiers, ich möchte gern helfen, aber ich kann nicht.

— Nun, Mutter, rief Paul, da zeigte sich Lucie doch edel und großmüthig! Oder hält man diese Theilnahme mit der Noth des Nebenmenschen auch für einen Beweis von Gemüthskrankheit?

— O nein; aber höre nur weiter. Fräulein Lucie sieht also die steifgefrorenen Hände der Bettlerin — was thut sie? Hier, arme Frau, nehmen Sie meinen Muff und wärmen Sie sich. Da warf sie der Bettlerin den kostbaren Muff zu und ging weiter. Was soll nun wohl ein zerlumptes Bettelweib mit einem Muff, der zwölf bis fünfzehn Thaler kostet? Welcher vernünftige Mensch giebt ein Almosen in Form eines Muffs? Nur eine Person, bei der es nicht ganz richtig ist.

— Du urtheilst zu hart, Mutter.

— Nein, das ist Verrücktheit.

— Lucie wollte der Armen einen Beweis ihres Mitleidens geben.

— Wenn die Frau das Almosen noch verdient hätte! rief Madame Graff.

— Wer kann das Gegentheil behaupten?

— Die seidenen Lumpen der Bettlerin, die offenbar

ein heruntergekommenes Weib war. Der zerrissene Mantel hatte einen modernen Schnitt, ein Capüchon und war von Seide. Wer weiß, wodurch das Weib so tief gesunken war, das übrigens noch nicht in dem Alter stand, in dem es nicht mehr arbeiten kann.

— Das Alles hat Madame Grün gesehen? fragte Paul ein wenig ironisch.

— Ah, sie hat noch mehr gesehen. Was denkst Du nun, was das Weib gethan hat?

— Die arme Frau wird ihre Hände in den Muff gesteckt und ihre Wohnung aufgesucht haben.

— Nein, sie hat einen Trödelladen aufgesucht.

— Weil ihr das Geld nöthiger war, als der Muff, den sie doch nicht tragen konnte.

— Nun sah Madame Grün, daß sie den Pelz für einen halben Thaler verkaufte. Es ist himmelschreiend! Einen Fö für einen halben Thaler! Kaum hatte das Weib das Geld, so lief es wie besessen davon, wahrscheinlich um sich Spiritus zu kaufen. Madame Grün ging in den Laden und fragte nach verschiedenen Gegenständen, natürlich nur Vorwands halber. Da sah sie den Muff. Na, die Grün ist Kennerin. Was kostet dieser Muff? fragte sie den Trödler. Vier Thaler, war die Antwort. Sie will einen Thaler abhandeln — umsonst, der Schacherjude besteht auf seiner Forderung, und

da da der Muff vier Thaler unter Brüdern werth war, kauft ihn Madame Grün. Wer hat nun den Vortheil? Der Trödler, der im Handumdrehen drei und einen halben Thaler gewonnen hat. Wodurch? Durch die Ueberspanntheit Fräulein Lucie's.

Paul hatte seine Toilette vollendet.

— Nun, fragte die Mutter, was sagst Du zu der saubern Geschichte?

— Ich sage, daß Du einen bösen Mund hast, Frau! rief eine Stimme.

Diese Stimme war die des Herrn Graff, der in dem Augenblicke aus der Schlafkammer trat, sich fest in den Schlafpelz hüllte und seine weiße Mütze über den Kopf zog. Der Kassirer war nach der durchwachten Nacht übler Laune; der Kopf schmerzte ihm, er hatte schlecht geschlafen.

— Mann, Mann! rief die Alte.

— Kümmere Dich nicht um Dinge, die Dich nicht angehen.

— Die mich nicht angehen?

— Wie Du hier sprichst, sprichst Du auch andern Orts.

— Nur Madame Grün . . .

— Ich will von Madame Grün Nichts wissen.

— Sie ist meine einzige Freundin, eine brave, unbescholtene Wittwe.

— Aber ein Klatschmaul, wie Du.

— Höre, Emerentius, mache mich nicht böse!

— Bringe den Kaffee! befahl der Hausherr, indem er sich mißmuthig in das Sopha warf.

Madame Graff stämmte beide Fäuste in die Seite und stellte sich vor ihren Gatten hin.

— So, rief sie — bringe den Kaffee!

— Das ist Deine Pflicht.

— Der Herr hat geschwärmt, ist übeler Laune, und nun soll ich fliegen wie eine Dienstmagd — nein, so haben wir nicht gewettet; ich bin die Hausfrau und nicht die Dienstmagd. Nun sehe mal Einer: nicht einmal meine Meinung darf ich mehr äußern, soll schweigen wie mein Herr Gemahl, der nur dann den Mund aufthut, wenn er mir Grobheiten sagen will.

— Bertha, reize mich diesen Morgen nicht!

— Vater! bat Paul.

— Diesen Morgen spricht der Herr, um seinen Groll, seinen Unmuth auszulassen. Hat man Dich gestern Abend vielleicht nicht so fetirt, wie Du es wünschest?

— Bertha, ich verlange, daß Du über meine Stellung zu dem Commerzienrathe wie überhaupt über das Haus desselben schweigst. Ich weiß, wie ich mich zu verhalten habe. Dem Geschwätz will ich nun ein Ende machen, und geht es nicht anders, so verbiete ich der

Madame Grün das Haus, denn von ihr kommt größtentheils die Anregung von allen Gerüchten.

— Du willst meiner einzigen Freundin das Haus verbieten? fragte die vor Zorn zitternde Bertha.

— Bringe den Kaffee, Frau! wiederholte Graff mit starker Stimme.

— Nein, so habe ich den Mann noch nie gesehen.

Paul war hinausgegangen.

— Bertha, sagte Herr Graff, wenn Dir unser ehelicher Friede lieb ist, wenn Du willst, daß wir nächstes Jahr unsere silberne Hochzeit mit Ehren feiern sollen, so sprichst Du kein Wort mehr weder von dem Commerzienrathe noch von seiner Tochter. Wie kannst Du es wagen, sie unserm Sohne, der in dem Comptoir des Herrn Delius angestellt ist, als geisteskrank zu bezeichnen? Wenn der Chef das hört, so muß er uns aus dem Dienste jagen!

— Aber Madame Grün . . .

— Es hängt von Dir ab, daß ich ihre Besuche dulde.

Ich muß nur den Kaffee holen, dachte die Alte; er ist auf dem besten Wege, sich zu besänftigen.

Sie ging.

— Die Frau ist von Herzen gut, murmelte der Kassirer vor sich hin, und es thut mir leid, daß ich sie von Zeit zu Zeit einmal anfahren muß; aber es ist nöthig,

um ihre Zunge in Schranken zu halten. Ja, die Frauen, seufzte er, man muß große Nachsicht mit ihnen haben, wenn sie alt werden.

Paul, völlig angekleidet, trat ein.

— Vater, ich gehe aus.

— Wohin, mein Sohn?

— Um Nachrichten über den Baron von Kronau einzuziehen.

— Na, dieser Bursche fehlte auch dem saubern Herrn Mansberg noch. Es bietet sich Dir also Gelegenheit . . .

— Eine so günstige, daß ich sie nicht versäumen darf. Der Mensch hat ein Verbrechen auf seinem Gewissen, ein schweres Verbrechen.

— Die Mutter kommt.

Paul grüßte und verließ das Zimmer und das Haus. Madame Graff trat mit dem Kaffee ein, den sie auf einem blanken Präsentirteller trug. Sie war eine gute, sparsame Hausfrau, die für ihren Gatten mit Aufmerksamkeit sorgte und ihn pflegte. Das wußte der Kassirer, und er dankte es ihr. Beide saßen beim Frühstück. Da ward die Glocke an der Hausthür gezogen.

— Sieh' nach, Bertha! sagte unmuthig der Hausherr.

Die Frau ging, um zu öffnen. Ein lautes und lebhaftes Gespräch entspann sich auf der Hausflur.

— Mein Himmel, murmelte Herr Graff, da kommt die redselige Freundin. Die fürchterliche Kälte hält das Weib nicht ab, den lästigen Sonntagsbesuch zu machen. Ich bin durchaus nicht aufgelegt, mich in ein Gespräch einzulassen.

Die beiden Frauen traten ein. Madame Grün, die der Leser bereits auf dem Friedhofe kennen gelernt hat, war ganz in Pelz eingehüllt. Durch den weißen Spitzenschleier schimmerte das volle, von der Kälte braunroth gefärbte Gesicht.

— Guten Morgen, Herr Graff! grüßte die bewegliche Frau.

Der Kassirer dankte, ohne sich in seinem Frühstücke zu unterbrechen.

— Sie haben geschwärmt, mein bester Herr Graff? Ah, da ist man ein wenig übernächtig und verdrießlich — nun, das kommt ja nicht oft vor, ein Mal im Jahre kann man sich den Folgen eines Balls schon aussetzen. Wie war das Fest? Glänzend, gewiß sehr glänzend, o, das läßt sich denken. Die junge Frau des Commerzienraths wird schon dafür sorgen, daß das Vermögen ihres Mannes gut angewendet wird. Ich war in der Kirche — mein Gott, wie leer war diesen Morgen das Gotteshaus! Man möchte glauben, die ganze Stadt sei auf dem Balle gewesen und schlafe noch.

Aber Fräulein Delius war trotz des Balles in ihrem Stuhle. Du lieber Himmel, wie bleich und elend sah die junge Dame aus. Ich wette, daß sie wieder geweint hat.

— Madame Grün ist immer gut unterrichtet! murmelte verdrießlich der Kassirer.

— Warum sollte ich nicht, mein bester Herr Graff? Mir drängt sich Alles, ich kann es wohl sagen, wie von selbst auf. Und doch kümmere ich mich so wenig um andere Leute — Sie wissen es ja. Gerade wie Sie, meine liebe Freundin. Nun, man hat ja auch stets ein wenig mit sich selbst zu thun. Bald wird das Gitter von dem Grabe des verstorbenen Mannes gestohlen . . .

— Hat man den Thäter entdeckt? fragte Madame Graff.

— Nein.

— Das wäre allerdings eine interessante Neuigkeit gewesen.

— O, ich kann mit einer andern Neuigkeit dienen! rief eifrig die Freundin.

— Sprechen Sie, sprechen Sie!

— Einer Neuigkeit, die auch für den grämlichen Herrn Kassirer von Interesse ist.

Vater Graff war nach dem starken Kaffee ein wenig

andern Sinnes geworden; er fühlte sich behaglich. Darum fragte er:

— Was bringen Sie denn, Madame?

— Denken Sie sich, ein früherer Liebhaber der Madame Delius ist hier.

— Madame Grün! fuhr heftig der Kassirer auf. Können Sie diese Verleumdung verantworten?

— Ja, mein Bester, sogar beweisen.

— Und wodurch?

— Durch diesen Brief, den ich in dem Muffe des Fräulein Delius gefunden habe. Hier ist er — lesen Sie, Herr Graff!

Der Kassirer las. Mit Entsetzen erkannte er die Wahrheit dieser Beschuldigung. Nachdem er das Papier zu sich gesteckt hatte, sagte er:

— Madame Grün, wenn Sie sich nicht blamiren wollen, so schweigen Sie über den schlechten Scherz, den sich ein Unberufener mit Ihnen erlaubt. Merken Sie sich: Sie können in das Zuchthaus kommen, wenn Sie diese niederträchtige Verleumdung verbreiten. Aber wollen Sie darüber sprechen, so machen Sie meine Frau nicht zur Genossin Ihres Frevels, damit sie nicht auch bestraft werde. Wollen Sie ferner in unserm Hause willkommen sein, so schweigen Sie.

Der Kassirer stand auf und ging in sein Zimmer,

in dem er Sonntags ein Stündchen zu arbeiten pflegte. Die beiden Frauen sahen sich bestürzt an. Als sie sich nach einer Viertelstunde trennten, gelobten sie sich ein tiefes Schweigen zu beobachten. Ob sie Wort gehalten haben?

Zwölftes Kapitel.

Paul hatte, als er das Haus verlassen, den Weg nach der Straße genommen, in welcher die Bettlerin wohnte. Der Weg war nicht weit; bald stand der Commis, der heute einem jungen Kaufherrn glich, vor dem alten, schmutzigen Hause. Die Fenster der traurigen Wohnung ließen sich leicht erkennen, sie waren an manchen Stellen mit Werg und Papier verstopft. Der biedere Hausbesitzer ließ sich für die Abtretung eines elenden Raumes gut bezahlen, der nicht einmal Schutz vor den Einflüssen der Witterung gewährte. Paul dachte mit Schaudern daran, daß die Pferde des Commerzienraths ein besseres Unterkommen hatten und sorgfältiger gepflegt wurden, als diese unglückliche Mutter mit ihrem Kinde. Er trat durch die geöffnete Thür auf die Hausflur. Ein schneidender Wind zog von der Straße dem Hofe zu, dessen schwarze, schlechte Gebäude sich übersehen ließen. Hier wohnten das Elend und die Armuth. Ganze

Familien waren in einen engen, schmutzigen Raum zusammengepreßt. Der Vorübergehende in der Straße gewahrte Nichts von dem traurigen Zustande seiner Mitmenschen, die hier der Kälte, dem Hunger und der Botmäßigkeit eines Lumpenhändlers preisgegeben waren.

Der Commis ging links nach der ihm am Abende zuvor bezeichneten Thür. An dieser Thür befand sich ein Messingschild mit dem Namen „Gotthold Helfreich Heinze.“ Wie christlich klangen diese Worte! Sollte man nicht meinen, daß jedem Bedrängten in Gottes Namen hier Hülfe werden müßte? Und dieser Gotthold lebte bequem von den Thränen und den Bettelpfennigen der Armuth.

Der Leser lernt den Mann kennen, wenn er den Commis begleitet, der in diesem Augenblicke die Klingel zieht. Das heisere Gebell eines Hundes antwortete zunächst auf dieses Zeichen. Eine Minute später ward die Thür geöffnet.

— Was wünschen Sie, mein Herr? fragte eine dicke, sonntäglich geputzte Frau.

— Herr Heinze ist der Besitzer dieses Hauses?

— Ja, mein Herr.

— So möchte ich ihn sprechen.

— Treten Sie ein!

Paul befand sich auf einem geräumigen, gut eingerichteten Vorsaale. Ach, wäre das Wohnzimmer der

armen Frau gegenüber nur halb so gut und warm gewesen! Der Fuß ging auf wollenen Decken bis an die Thür des Zimmers. Aus der geöffneten Küche quoll ein angenehmer Bratengeruch hervor. Alles verrieth den wohlhabenden, behäbigen Bürger.

Die Frau öffnete die Thür eines Zimmers. Wer hätte einen solchen Raum in diesem Hause gesucht. Hier zeigte sich nicht nur Wohlhabenheit, sondern Eleganz und Luxus. Ein liebliches Mädchen trat dem Ankommenden entgegen.

— Wo ist der Vater, Helene? fragte die Frau.

— Dort im Zimmer, antwortete eine sanfte Stimme. Er kleidet sich an.

— Rufe ihn.

Das Mädchen, vielleicht zwanzig Jahre alt, verschwand. Paul war erstaunt über die reizende, elegante Jungfrau, aus deren Zügen Milde und Sanftmuth sprachen. Sollte sie es zugeben, daß eine Mutter mit ihrem Kinde dem Hungertode nahe war, oder wußte sie um die traurige Existenz der beiden Personen nicht? Die dicke Frau, wahrscheinlich die Mutter Helenen's, bot dem Gaste freundlich einen Stuhl. Sie sprach, um ihn zu unterhalten, von der entsetzlichen Kälte, von der Theuerung der Lebensmittel und des Brennmaterials und von andern Dingen, die ein Weib gewöhnlichen Schlags zum Stoffe

der Unterhaltung zu wählen pflegt. Auf den ersten Blick hätte man sie für leutselig und höchst gutmüthig halten mögen.

— Ich habe diesen Morgen die Kirche versäumt, sagte sie; die Kälte ist doch gar zu arg!

Herr Heinze unterbrach das für den Commis lästige Gespräch. Der Lumpenhändler sah recht stattlich aus. Niemand hätte ihn für denselben Mann gehalten, der gestern Abend mit der Laterne in der Hand die Thür des Hauses geschlossen. Er glich in seinem grauen Schlafrocke von feiner Wolle und in seinen gestickten Hausschuhen, vielleicht einem Geschenk der reizenden Tochter, einem wohlhabenden Krämer. Die Cigarre, die er mit Appetit rauchte, verbreitete ein angenehmes Aroma. Wäre der Ausdruck seines Gesichts nicht hart und mürrisch gewesen, Paul würde sich zu ihm hingezogen gefühlt haben. Sein eckiger Schädel mit den schwarzen, borstigen Haaren verrieth einen unbeugsamen Willen.

— Sie erkennen mich wohl nicht wieder? fragte Paul, nachdem er gegrüßt hatte.

— Nein, mein Herr!

— Sie öffneten mir gestern Abend die Thür . . .

— Ah so! Sie kommen von da drüben. Nun erinnere ich mich. Nehmen Sie Platz. Womit kann ich dienen?

— Sie wollten mir Auskunft über die arme Frau geben, die, ich muß es gestehen, mein Mitleiden erregt hat.

Die Züge des Herrn Heinze wurden freundlicher. Indem er sich gemächlich in einen Lehnstuhl setzte und die buntbeschuheten Füße kreuzte, sagte er:

— Es ist wahr, die Person ist sehr arm, und wenn Sie sich ihrer annehmen, verdienen Sie einen Gotteslohn.

— Lieber Mann, sagte sehr sanft die dicke Frau, ich bleibe dabei, man muß seine Wohlthaten nicht durch das Fenster auf die Straße werfen; es giebt Leute genug, die man mit Fug und Recht unterstützen kann; Jene dort — sie zeigte mit der fleischigen Hand, an der einige Goldringe glänzten, nach der andern Seite des Hauses — jene dort, Gott verzeihe mir die Sünde, ist eine Landläuferin, die ihr Schicksal verdient hat. Unser Herrgott ist gerecht, er giebt einem Jeden, was er verdient. Die Frau ist früher in Sammt und Seide gegangen, man sieht es ja noch an den Lumpen — warum hat sie das Ihrige nicht zu Rathe gehalten? Jetzt fällt sie andern Leuten zur Last. Hätte sie das Kind nicht, ich würde sie keinen Tag mehr unter unserm Dache dulden. Aber mein Mann ist immer so gutherzig; er nimmt auf, was kommt. In jener Stube könnte eine Familie

aus der Stadt wohnen. Ja, Gotthold hat schon manchen dummen Streich gemacht.

Gotthold rauchte ruhig seine Cigarre; als Hulda, die übrigens ihre Vorwürfe sehr sanft gesprochen, geendet hatte, sagte er:

— Ereifere Dich nicht, Hulda! Du bist zu ungestüm.

— Lieber Herr, jetzt frage ich Sie, ob ich ungestüm bin? Wenn ich nach dem Rechten sehe, wenn ich auf Ordnung halte, damit wir mit Ehren bestehen können, so nennt mich mein Mann ungestüm. Bedenken Sie nur die Steuern und Abgaben! Man kann sie fast nicht mehr erschwingen. Der König will sein Geld haben. Die Stadt will ihr Geld haben und die Brandkassensteuer will auch bezahlt sein. Ob wir Miethe eingenommen haben oder nicht — wir müssen pünktlich zahlen. Und was kostet das Haus an Reparaturen . . .

— Hulda!

— Laß mich doch ausreden, lieber Gotthold.

— Ist nicht nöthig.

— Aber so laß mich doch! bat sie, ohne ihre Ruhe zu verlieren.

— Ich weiß schon, was Du sagen willst.

— Nun, was will ich denn sagen?

— Daß Frau Eberhardi keine Miethe zahlt.

— Wovon soll die Frau auch bezahlen?

— Ja wovon! murmelte der Mann, nachdem er einen langen Zug aus seiner Cigarre gethan.

— Du wirst morgen der Polizei Anzeige machen.

— Nein.

— Die Stube wird anderweit vermiethet.

— Nein!

— Warum denn nicht?

— Weil die jetzige Bewohnerin ihren Zins bezahlt hat.

— Wann denn?

— Gestern Abend, Du warst schon zu Bett gegangen. Diesen Morgen habe ich vergessen, es Dir zu sagen.

— Nun, das ändert die Sache. Wer steht aber dafür, daß sie in Zukunft bezahlt?

— Ich, antwortete Paul. Der Betrag ist ohne Zweifel so gering, daß man ihn ohne Umstände bewilligen kann.

— Wer giebt mir die Ehre? fragte Gotthold, indem er seine Hausmütze mit der goldenen Quaste ein wenig rückte.

— Ich handle im Auftrage einer frommen, wohlthätigen Dame, die ihren Namen verschwiegen wissen will. Nehmen Sie also für den nächsten Monat — wieviel?

— Zwei Thaler! antwortete Gotthold.

— Verzeihung, mein Herr, fiel Hulda ein; wir können wahrlich das Zimmer zu dem Preise nicht mehr vermiethen, die Steuern und Abgaben sind zu hoch. Einen halben Thaler mehr für den Monat . . .

— Hier ist das Geld, sagte Paul, indem er die Summe auf den Tisch zählte.

Als er aufblickte, sah er, daß Helene, die hinter dem Stuhle ihrer Mutter stand, sich erröthend abwandte und zu dem Fenster trat, wo sie mit den Blättern einer Camelie spielte. Sie schien sich der Habsucht der Alten zu schämen. Der Commis war mitleidig genug, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben.

— Das Geschäft ist nun abgeschlossen, sagte er. Die Dame, die mich sendet, wünscht Näheres über die arme Frau zu erfahren, die sie unter ihren Schutz genommen hat.

— Was ich weiß, will ich gern sagen, murmelte Gotthold. Ich habe einen Freund, der mit alten Sachen handelt und ein gutes Geschäft macht. Eines Tages war ich in seinem Laden. Da trat eine Frau mit einem Kinde ein. Diese Frau verkaufte einen Goldring. Da sah sie am Fenster ein Papier, auf dem mein Freund anzeigte, daß in seinem Hause ein Zimmer zu vermiethen sei. Sie fragte nach dem Preise. Er war ihr viel zu

hoch, denn mein Freund hat nur feine Zimmer. Was wollen Sie anwenden? fragte ich. Höchstens drei Thaler war die Antwort. Für diesen Preis kann ich Ihnen ein Zimmer geben. Das wäre mir lieb, sagte die Frau, kann ich es gleich beziehen? Auf der Stelle. Wir gingen nach meinem Hause. Die Frau gefiel mir, denn sie war gut gekleidet und benahm sich gut. Für den Ring, der einen Diamant enthielt, hatte sie fünfzehn Thaler bekommen; ich wußte also, daß sie Geld hatte. Das Zimmer, das hinten im Hofe eine Treppe hoch liegt, gefiel ihr, sie miethete und zahlte einen Monat voraus. Als die Zeit um war, fehlte es an Geld. Was sollte ich machen? An die Luft setzen wollte ich sie nicht, ich gab ihr jenes Zimmer, das sie jetzt bewohnt. Die guten Kleider muß sie nach und nach verkauft haben, denn sie geht vollständig in Lumpen. Da haben Sie die Geschichte.

— Wie lange ist die Frau in der Stadt? fragte Paul.

— Einige Tage über drei Monate wohnt sie in meinem Hause; ob sie früher schon hier gewesen ist, weiß ich nicht. Uebrigens muß sie eine unverdächtige Person sein, denn die Behörde hat ihr den Aufenthalt gestattet.

— Das beweißt Nichts, sagte Hulda. Es ist gut, daß die Sache noch so gekommen ist.

Paul erhob sich; er wußte nun, wer die Leute waren, mit denen er es zu thun hatte. Geld, Geld und wiederum Geld war die Losung. Gotthold schien weniger hartherzig zu sein, als die sanfte Hulda, die den Gast artig und zuvorkommend behandelte. Helene verneigte sich erröthend, als der Commis das Zimmer verließ. Die dicke Gattin des Lumpenhändlers begleitete ihn bis zur Thür.

— Wenn nicht früher, sagte sie lächelnd, als sie die Thür schloß, so sehen wir uns nächsten Ersten wieder?

— Verlassen Sie sich darauf, Madame!

Paul klopfte an die gegenüberliegende Thür. Die Bewohnerin forderte zum Eintreten auf. Welche Veränderung war seit dem verflossenen Abende in dem traurigen Zimmer vorgegangen, und wie anders sahen die beiden Bewohnerinnen aus! Die Mutter trug ein anständiges schwarzes Kleid von Wolle, reinliche Schuhe und Strümpfe, und die Tochter, ein liebliches Kind, schmückte ein Kleid von lebhaften Farben. Auf dem Tische lag ein weißes Tuch ausgebreitet. An der Stelle des elenden Lagers stand ein reinliches Bett. Die sonst zu Schlafdecken benutzten Teppiche waren auf dem Boden ausgebreitet. Dem Ofen entströmte eine wohlthätige Wärme, die das ganze Zimmer erfüllte, das nun ein wohnliches Ansehen erhalten hatte.

Frau Eberhardi war in der einfachen Toilette, die sie mit Geschmack geordnet, trotz ihres bleichen Gesichts eine wirklich schöne Erscheinung. Sie mochte in dem Alter von sechs= bis siebenundzwanzig Jahren stehen. In ihren Lumpen hätte man sie für eine alte Frau halten mögen. Wie schön stand ihr der einfache Scheitel und der volle Flechtenkranz. Das Kleid schloß elegante Körperformen ein. Verschämt lächelnd, ihr Kind an der Hand, trat sie dem Commis entgegen, den sie auf den ersten Blick erkannte.

— Mein Retter, mein Wohlthäter! flüsterte sie.

Paul grüßte verwundert.

— Mit Freude sehe ich, sagte er artig, daß eine wohlthätige Hand meinen Absichten zuvorgekommen ist.

— Die Hand einer guten, liebreichen Fee, mein Herr, die aus dem Himmel in mein Jammerthal herniedergestiegen ist.

— Schade, daß sie Ihnen nicht früher erschienen, meinte Paul.

— Wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten. Dies hat sich an mir buchstäblich bewährt. Ihnen danke ich mein Leben . . .

— Madame!

— Ja, es ist so, ich spreche es mit dankerfülltem Herzen aus. Und der Tochter des Herrn Heinze habe

ich diese Einrichtung zu danken, die mir das Leben in freundlicher Gestalt erscheinen läßt. Mademoiselle Heinze ist gestern erst nach langer Abwesenheit in das väterliche Haus zurückgekehrt; sie wußte nicht, daß ich hier wohnte. Diesen Morgen sah sie mein Kind — sie kam zu mir und eine Stunde später war diese Einrichtung getroffen, die sie noch vollkommener zu machen gedenkt. Wie ich schließen muß, weiß der Vater nicht um den Act der Wohlthätigkeit seiner Tochter, die entrüstet darüber war, daß man sich für ein solches Zimmer Zins zahlen läßt. Ich trage das Kleid meiner Wohlthäterin und Elise ward mit einem Anzuge aus dem benachbarten Magazine geschmückt. Gott lohne es dem guten Kinde, das bei dem Anblicke meines Elendes Thränen geweint hat. Ach, könnte ich es ihr je vergelten!

— Sieh' nur, Mutter, rief die kleine Elise, meine Jacke ist von Sammt und ganz neu! Du hast mir früher einmal eine solche als Weihnachtsgeschenk gegeben! Ach, und wie warm hält sie!

Die Mutter drückte den Kopf ihres Kindes an sich.

— Gedenke stets Deiner Wohlthäterin, Elise, und Abends und Morgens schließe sie in Dein Gebet ein.

— Ganz gewiß, liebe Mutter!

— Und dann vergiß auch den Herrn nicht, der Dir die Mutter erhalten hat.

Paul unterbrach diese Herzensergießungen, indem er den Zweck seines Besuchs berührte.

Die junge Frau erröthete.

— Ich werde mein Versprechen halten, sagte sie leise.

— Und ich wiederhole, daß mich nicht die Neugierde, sondern nur der Wunsch zu Ihnen führt, Ihnen zu nützen. Kenne ich Ihre Beziehungen zu dem Baron von Kronau, so kann ich mich Ihnen vielleicht näher erklären.

Bei Nennung des Namens Kronau zuckte die Frau sichtlich zusammen; zitternd brachte sie das Kind in die Nähe des Ofens und gab ihm ein Bilderbuch, in dem es lesen sollte. Dann kam sie zurück.

— Heute kann ich Ihnen einen Stuhl anbieten, mein Herr; Mademoiselle Heinze hat auch dafür gesorgt. Ich bitte, nehmen Sie Platz.

Das Benehmen der armen Frau und die Art und Weise des Sprechens verriethen eine feine Bildung und die Gewohnheit, sich in guten Kreisen zu bewegen. Paul war neugierig, zu erfahren, wie eine solche Frau, die mit Vorzügen des Geistes und des Körpers ausgestattet, in eine völlig hilflose Lage gekommen sei. Er ließ sich auf dem dargebotenen Stuhle nieder; die Bewohnerin nahm ihm gegenüber Platz.

— Mein Herr, Sie behaupten, daß Sie einen Baron von Kronau kennen?

— Ja, Madame.

— Ist er Ihr Freund?

— Nein, ich habe ihn nur gesehen, nicht einmal gesprochen. Aber wie gesagt, ich habe Gründe, Näheres über den Mann zu erfahren, denn er sucht hier Verbindungen anzuknüpfen, die für gewisse Personen Nachtheil bringen können. Eine dieser Personen steht mir so nahe, daß ich Alles wage, um sie zu schützen.

— Ah, ich verstehe! sagte Madame Eberhardi. Sie fürchten den Baron, der sich einzuschmeicheln weiß.

— Nehmen Sie an, daß mir jeder Beweis willkommen ist, der ihn als einen gefährlichen Aventurier entlarvt, wofür ihn zu halten ich auch die triftigsten Gründe habe. Ich will ihm nicht schaden, will ihn nur unschädlich machen. Daran darf ich wohl nicht zweifeln, daß er zu Ihrem Unglücke, zu Ihrer wahrhaft entsetzlichen Lage den ersten Anlaß gegeben hat.

Der jungen Frau traten die Thränen in die Augen.

— Es ist so! antwortete sie schmerzlich. Der Baron ist mehr als treulos, er ist so heimtückisch und consequent bösartig gegen mich gewesen, daß ich ihn als meinen ärgsten Feind betrachten würde, wenn er nicht der Vater meines Kindes wäre. Daß ich seine rechtmäßige Frau bin, will ich weiter nicht geltend machen, denn nach dem,

was geschehen, ist es mir unmöglich geworden, in Zukunft mit ihm zu leben.

— Sie sind die Gattin des Barons? rief Paul überrascht.

— Ja! antwortete sie, tief erröthend.

— Mein Gott, wie verderbt muß dieser Mann sein, daß er die heiligsten Pflichten vernachlässigt, die einem Menschen obliegen. Wie sorglos, wie heiter und bieder tritt er auf! Und während Sie im Elende leben, tanzt er auf dem Balle!

— Mein Herr, es fragt sich nun, ob der, den Sie kennen, derselbe Baron von Kronau ist, dem ich die Schuld an meinem Jammer beizumessen habe. Es giebt der Barone dieses Namens mehrere . . .

— Sie glauben seine Stimme erkannt zu haben?

— Wenn ich den Zustand bedenke, in dem ich mich gestern Abend befand, so ist eine Täuschung wohl wahrscheinlich.

— Sehen wir ab davon — hier ist die Karte des Barons.

Frau Eberhardi, wir wollen sie noch so nennen, nahm hastig das glänzende Blatt, das ihr Paul überreichte.

— Baron Friedrich von Kronau! rief sie aus. Der Name ist derselbe.

Der Commis gab nun eine kurze Beschreibung de Person des Barons.

— Er ist es, sagte bestimmt die Frau. Die Narbe, die sich an seiner Stirn zeigt, hat er aus einem Duelle davongetragen, zu dem ich, wie er sagt, den Grund gegeben haben soll. Jetzt kann ich nicht mehr zweifeln, daß wir mit dem rechten Manne zu thun haben. Großer Gott, fügte sie hinzu, indem sie schmerzlich die kleinen Hände faltete, keine Ahnung hat dem Ballgaste gesagt, daß seine Franziska bettelnd im Schnee liegt, daß sie für sein Kind die Hand um ein Almosen ausstreckte. Ihm war es zu kalt, die Börse zu ziehen, und ich . . . Giebt es denn eine Vorsehung? rief sie aus.

Ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Worte. Plötzlich trocknete sie ihre Thränen und sammelte gewaltsam ihre Fassung; es schien, als ob das schmerzlich wehmüthige Gefühl, das die Zusammenstellung der Umstände erregt, durch das Herbe der Entrüstung verscheucht würde.

— Mein Herr, begann sie erregt, Sie sind mir fremd, ich habe Sie nur flüchtig gesehen; aber wenn Sie auch nicht den Beweis gäben, daß Sie hochherzig denken und handeln, ich würde Ihnen dennoch mit dem Vertrauen entgegenkommen, das ich jetzt an den Tag legen werde. Ach, nie habe ich mehr das Bedürfniß gefühlt, mich auszusprechen, als heute. Mag die verlassene Lage, in

der ich mich befinde, Alles entschuldigen, was die Unterhaltung zwischen Ihnen und mir, was überhaupt meine Mittheilung Inconvenabeles enthält.

— Zählen Sie auf meine Discretion und Theilnahme, Madame! versicherte Paul.

— Wohlan, so hören Sie. Mein Vater war ein Landpfarrer in der Gegend des Harzes. Erlassen Sie mir die nähere Bezeichnung des Dorfes, dessen Bewohner ihren Seelsorger zwar ehrten und schätzten, aber ihm nur wenig bieten konnten, um ihm die Erziehung seiner zahlreichen Familie, die aus sechs Töchtern bestand, zu erleichtern. Ich war die zweite in der Reihe der Kinder, die der gute Vater nach Kräften leiblich und körperlich pflegte. Die Revenüen des Amtes wurden streng eingetheilt, um Allem gerecht zu werden. Man glaubte in mir besondere Fähigkeiten zu erblicken, die einer sorgfältigen Ausbildung werth seien. Den Bemühungen meines guten Vaters gelang es, mir unentgeltlichen Unterricht auf der höheren Töchterschule der benachbarten Stadt zu erwirken, einem Institute, das in großem Ansehen stand. Wohnung und Kost erhielt ich gegen billige Entschädigung bei einem Verwandten, der als Schreiber bei dem Gerichte angestellt war. Drei Jahre ging Alles gut; ich erhielt die besten Zeugnisse und ertheilte an jüngere Mitschülerinnen Privatstunden, die mir

so viel eintrugen, daß ich davon die Kosten der Toilette bestreiten konnte. Im vierten Jahre starb mein Vater. Es war dies der erste Unglücksschlag, dem bald noch andere folgten. Der Tod des allgemein geachteten Pfarrers fand unter ungewöhnlichen Umständen statt — man hielt ihn für einen Selbstmörder. Zweifelte auch Jeder daran, der ihn näher kannte, denn er war zu religiös gesinnt und mit zu großem Gottvertrauen erfüllt, als daß er Hand an sich selbst legen sollte — so sprach doch Alles für diese Annahme. Mein Vater war nämlich gegen Abend eines heitern Sommertages in den nahen Wald gegangen, um nach seiner Gewohnheit die Predigt für den folgenden Sonntag zu memoriren. Er kam nicht zurück. Ich befand mich damals auf Ferien in der Heimath. Die Angst um den Vater kann ich nicht beschreiben. Wir durchsuchten die ganze Nacht mit Hülfe einiger Nachbarn den Wald — umsonst, es zeigte sich keine Spur. Der Sonntag kam, die Kirche mußte geschlossen bleiben, ein Umstand, der das Aufsehen vermehrte. Der Landrath, der Nachricht davon erhielt, sandte seine Gensdarmen aus. Am dritten Tage fand man den Vermißten — er lag mit zerschmettertem Haupte in einem tiefen Gebüsche — ein abgefeuertes Pistol befand sich noch in seiner erstarrten Hand. Bedurfte es eines stärkern Beweises von dem stattgehabten Selbst=

morde? Aber woher hatte der unglückliche Mann die Waffe genommen? Wir erinnerten uns nicht, je ein solches Instrument im Hause gesehen zu haben. Der Selbstmord ward constatirt und man begrub den Pfarrer, den Seelsorger, in einem Winkel des Kirchhofs ohne Sang und Klang. Es folgte ihm Niemand, als die kranke Wittwe mit ihren sechs Töchtern. Ach, mein Herr, das war ein trauriges, schreckliches Begräbniß! Die zurückgebliebene Familie mußte das Pfarrhaus verlassen, um dem neuen Pastor Platz zu machen. Wir fanden nirgends Mitleid, denn die beschränkten Bauern legten der Familie, und vorzüglich mir, der Stadtdame, wie sie mich nannten, die verzweiflungsvolle That des Vaters zur Last. Man sagte, die Sucht der Töchter, vornehme Damen zu spielen, habe den schwachen Mann zu Ausgaben verleitet, die seine Kräfte überstiegen, und dadurch sei er in Schulden gerathen, in Verhältnisse, die ihn als einen geistlichen Herrn compromittirten. Ach, hätten die verblendeten Leute gewußt, wie geordnet seine Sachen waren, wie der gute Vater gedarbt hatte, um seinen Töchtern eine anständige Existenz zu schaffen! Mich und meine ältere Schwester traf vorzüglich die Verachtung der Leute, man schalt uns leichtsinnig, verschwenderisch, verdorben. Die Medisance in einer Stadt ist beißend — aber die in einem Dorfe ist fürchterlich, denn sie vernichtet.

Wir mußten den kleinen Heimathsort verlassen und zogen nach der Stadt, wo ich die unbedeutende Pension meiner Mutter durch den Ertrag meines Privatunterrichts zu vermehren gedachte.

„— Dahin gehören diese Leute! riefen die Bauern. Das Dorf taugt nicht, aber die Stadt ist für sie gemacht.

Ich übergehe die Kränkungen, die man der armen Pfarrersfamilie nachrief.

Kümmern sich die Leute in der Stadt auch weniger um einander, so hatte der Tod meines Vaters, den die Zeitungen berichtet, doch auch hier die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt. Meine arme Mutter starb vor Gram und Kummer. Da standen nun die Kinder allein und hülflos in der Welt. Meine jüngste Schwester war so alt als Elise, ich zählte damals neunzehn Jahre. Was nun beginnen, da wir weder Vermögen besaßen, noch Pension bezogen? Ich allein konnte sechs Personen nicht erhalten, zumal da sich meine Lectionen verringerten, denn gewisse Familien nahmen Anstand, mir Zutritt zu gestatten; die Tochter eines Selbstmörders war ihnen eine peinliche Erscheinung. So stieg unsere Noth mit jedem Tage. Meine ältere Schwester suchte sich einen Dienst in einer vornehmen Familie, aber weit, weit von der Heimath, damit Niemand die Nachrede hörte. Was

sollte ich beginnen? Durfte ich mich von den vier jüngern Schwestern trennen, die Nichts hatten, als meine geringe Fürsorge? Ich nahm Rücksprache mit dem Vetter, dem Gerichtsschreiber, der gern gegeben hätte, wenn er bemittelt gewesen wäre. Ein Baron von Kronau suchte eine Erzieherin für seine Töchter; er wandte sich an die Vorsteher des Instituts, und diese, die, ich kann es nicht verschweigen, stolz auf meine Ausbildung waren, brachten mich in Vorschlag. Man stellte mich dem Baron, einem stolzen Edelmanne, vor. Er fand Gefallen an mir und fragte nach den Bedingungen des Engagements. Ich theilte ihm meine Familienverhältnisse mit, um die Höhe der Summe zu rechtfertigen, die ich zu fordern gezwungen war. Zu meinem Erstaunen gewährte er sie ohne Umstände, sprach von den günstigen Zeugnissen, die man mir ertheilt, und zahlte einen Vorschuß von hundert Thalern, damit ich für das Unterkommen meiner kleinern Geschwister sorgen konnte. Wer war glücklicher, als ich; der Baron erschien mir als ein Retter in der höchsten Noth. Nun traf ich meine Vorbereitungen zu der Abreise. Meine Schwestern nahm der gute Schreiber zu sich, denn ich konnte ihm ja nun Kostgeld zahlen. Emma, die Schwester, die in der Reihe nach mir folgte, war damals fünfzehn Jahre alt; sie trat in die Dienste einer kranken, bejahrten Dame, die

eine Gesellschafterin und Vorleserin suchte. Mit leichtem Herzen reiste ich nach dem Orte meiner Bestimmung. Ich traf mit dem Baron, der noch eine weitere Reise gemacht hatte, zufällig an einem und demselben Tage dort ein. Die Baronin, eine schöne, stolze Dame von kaum zweiunddreißig Jahren, empfing mich gnädig; sie stellte mich sogleich ihren beiden Töchtern vor, Mädchen von acht und zehn Jahren. Man nahm mich höchst ceremoniel in Eid und Pflicht. Da die Familie auf einem zwischen Dörfern gelegenen Rittergute wohnte, war mir allein die Ausbildung der jungen Baronessen überlassen. Bis auf den Religionsunterricht, den der Pfarrer des nächsten Dorfes ertheilte, gab ich in allen Zweigen Lectionen. Meine Kenntnisse in der Musik benutzte die Mutter zu ihrer Unterhaltung. Ich muß dem Hause des Barons nachrühmen, daß es mir einen sehr angenehmen Winter gewährte. Verzeihung, mein Herr, wenn ich von Umständen spreche, die Ihnen als nicht zur Sache gehörig erscheinen müssen; ich halte die Erwähnung derselben aber für nöthig, da sie auf gewisse Dinge ein helles Licht werfen.

Die Baronin war stolz und der Baron schien mir ein strenger und verschlossener Mann zu sein. Ueber das Verhältniß zwischen den beiden Gatten bin ich nie recht in's Klare gekommen; nur soviel glaube ich mit Gewiß=

heit annehmen zu können, daß sie nicht glücklich lebten, wenn sie es auch der Welt zu verbergen suchten. Die Baronin war ebenfalls eine geborene von Kronau, eine entfernte Verwandte ihres Gemahls, der sie, wie man sagte, ihrer Schönheit wegen geheirathet hatte. Aus einer armen, aber alten adeligen Familie stammend, hatte sie dem Gatten einen Stammbaum, aber kein Vermögen zugebracht. Der Baron bedurfte dessen nicht, da er sehr reich war.

Im nächsten Frühlinge erschien ein Bruder der Baronin, Friedrich von Kronau.

— Ah, sagte Paul, jetzt tritt unser Held auf!

— Ja, er tritt auf, um eine Stelle in einem schrecklichen Familiendrama zu spielen. Ob er nun gerade die Katastrophe herbeigeführt, will ich nicht behaupten, daß er sie aber beschleunigt, ist eine Thatsache, die ich verbürgen kann. Friedrich war arm wie seine Schwester; er hatte als Lieutenant in einem Jägerregimente gedient, die militärische Laufbahn aber verlassen, weil ihm das Vermögen fehlte. Man gab diesen Grund an, aber ich glaube nicht daran. Der Baron empfing den Schwager freundlich, denn er fand an ihm einen heitern Gesellschafter; die Baronin aber schien über die Ankunft ihres Bruders nicht sonderlich erfreut zu sein, denn ich hörte mehr als ein Mal, daß sie ihm Vorwürfe wegen des

Ausscheidens aus der Armee machte. Friedrich gab lachend zur Antwort: Schwester, das verstehst Du nicht!

Das Gut liegt in einer reizenden Gegend. Der Sommer verfloß noch angenehmer, als der Winter. Friedrich von Kronau schien ein neues Leben in die Familie gebracht zu haben; er arrangirte Feste, Spazirfahrten und Jagden. Außerdem verrichtete er die Geschäfte eines Secretairs. Auf diese Weise machte er sich seinem Schwager, der die Bequemlichkeit liebte, unentbehrlich. Auch die Baronin schien sich zu fügen, denn sie behandelte ihren Bruder freundlicher. Friedrich war eine schöne, gewinnende Erscheinung, selbst meine Schülerinnen, deren Fortschritte er bewunderte, hatten ihn lieb gewonnen.

Hatte der Baron in der ersten Zeit mich mit dem Stolze des Aristokraten behandelt, so erzeigte er mir später nach und nach Aufmerksamkeiten, die mir schmeichelten. Er war der Erste, der mir freundliche Worte sagte und wegen meiner Erziehungsmethode ermunternden Beifall zollte. Oft mußte ich ihm auf dem Flügel neue Compositionen vorspielen, die er aus der Stadt kommen ließ. Er hatte früher selbst Musik getrieben, die Anfangsgründe dieser schönen Kunst waren ihm nicht fremd — ich fand es natürlich, als er auf den Gedanken kam, von mir Unterricht zu nehmen, um sich zu vervollkommnen, es

war ja Muße genug dazu vorhanden. Die Lectionen wurden regelmäßig abgehalten, und ich fand den gelehrigsten Schüler. Die Stunden, die ich seinem Unterrichte widmete, waren mir Erholungsstunden. Ach, hätte ich sie nie erlebt! seufzte die arme Frau. Am Flügel wurde der Grund zu meinem gegenwärtigen Unglücke gelegt.

Ich hörte auf die Schmeicheleien des eleganten, heitern Barons und glaubte den Versicherungen, daß er mich liebe.

„— Bedenken Sie, daß ich nur eine Erzieherin, die Tochter eines armen Landpfarrers bin.

„— Aendert das Ihre Person, Franziska? fragte er dann vorwurfsvoll. Schmälert Ihre geringe Abkunft die Vorzüge, die Sie in meinen Augen besitzen?

„— Sie sind ein Edelmann!

„— Ich verlache die Standesvorurtheile.

„— Ein Beweis Ihrer Intelligenz.

„— In meiner Intelligenz könnte ich so weit gehen, daß ich Sie um Ihre Hand bitte.

Ich wich bestürzt zurück.

„— Herr Baron, scherzen Sie nicht grausam mit einem armen Mädchen, das sich glücklich preist hier ein Asyl gefunden zu haben.

„— Wie lange wird Ihnen dieses Asyl geöffnet sein?

„— Mein Gott, steht mir eine Veränderung bevor?

„— Ihre älteste Schülerin wird diesen Winter schon

in ein großes Pensionat der Stadt gebracht, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn die jüngere nächstes Jahr nicht folgte. Vertrauen Sie mir, Franziska, Ihre Zukunft wird gesichert sein! tröstete der Baron. Wie es auch kommen möge — Ihr Freund sorgt für Sie, und ich bin Ihnen ein aufrichtiger, liebender Freund!

Unser Verhältniß ward täglich inniger, ich mußte den Baron lieben, er war ja der Erste, der sich der verlassenen Waise so herzlich annahm. Die in Aussicht stehende Veränderung war zu natürlich, als daß ich nicht daran glauben sollte. An Ersparnisse war nicht zu denken, da ich meinen ganzen Gehalt auf die Erziehung meiner jüngern Geschwister verwandte. Ward ich in dem Hause des Barons überflüssig, so stand ich hilflos in der Welt da, und, ach, ich war ja die Ernährerin einer Familie, die sorgende Mutter armer Waisen. Von meiner ältern Schwester hatte ich keine Kunde erhalten, ich wußte nicht einmal, wo sie sich aufhielt. Der Gedanke, das Glück meiner Geschwister zu gründen, entzückte mich, und als Gattin eines Barons war mir dies möglich. Ich leugne nicht, daß dieser Gedanke viel dazu beitrug, mich zu bewegen, den Versicherungen des leidenschaftlichen Barons Glauben zu schenken.

Ein Gespräch, das während eines Spazirgangs stattfand, entschied über mein Schicksal. Mein Herr, ich



theile Ihnen Alles mit, damit Sie meine gegenwärtige Lage sich erklären und den Charakter des Barons vollkommen beurtheilen können. Wollte ich Ihnen einige Theile meiner Geschichte verschweigen, so würden Sie falsche Schlüsse ziehen und den Haß verdammen müssen, der sich meiner gegen den Baron bemeistert hat.

„— Franziska, sagte der Elegant, ich muß der Ungewißheit meiner Lage ein Ende machen.

„— Wie, Herr Baron?

„— Das Verhältniß zu meinem Schwager ist scheinbar ein günstiges; aber nur scheinbar, denn in Wirklichkeit ist es der Art, daß es einem Manne von Ehre unerträglich wird. Wenn ich meine Anwesenheit hier am Orte ausgedehnt habe, so geschah es Ihretwegen. Ich wäre längst abgereist, wenn Sie mich nicht fesselten. Franziska, ich kann nicht scheiden, ohne von Ihnen die Beantwortung einer Frage erhalten zu haben.

Ich fragte ihn, was er wissen wollte.

„— Sie kennen mich, rief er aus, Sie wissen, daß ich Sie verehre — wollen Sie meine Gattin werden?

Da stand ich am Ziele aller meiner Wünsche!

„— Herr Baron, gab ich zu bedenken, Ihre Schwester und Ihr Schwager gehören der Aristokratie des Landes an, sie sind beide stolz auf ihre Familienverhältnisse — ich bin die Tochter eines armen Landpfarrers, diene

um Lohn bei dem Baron von Kronau — man würde mich nicht anerkennen . . .

„— Possen! rief der Baron. Ich bin Niemandem in dieser Welt Rechenschaft schuldig und werde mich nie durch die Meinung Anderer bestimmen lassen. Mein Trieb zur Unabhängigkeit hat mich veranlaßt, aus dem Heere zu scheiden. Ich folge in jeder Beziehung meinen Ansichten und Neigungen, und lache über Vorurtheile. Geburtsadel und Reichthum können mich nicht bestimmen, mich für die Zeit des Lebens an ein weibliches Wesen zu knüpfen; ich fordere Eigenschaften, die Sie besitzen.

Diese Denkweise des Barons mußte meine Achtung, meine Neigung zu ihm erhöhen. Ich hielt es für eine Sünde, diesen edeln Mann zu täuschen oder irgend ein Geheimniß vor ihm zu bergen.

„— Herr Baron, ehe ich entscheide, lernen Sie mich kennen.

„— Ich kenne Sie, Franziska, denn ich habe Sie lange im Stillen beobachtet.

„— Aber meine Verhältnisse kennen Sie nicht, die schweres Gewicht in die Waagschale legen.

„— Sprechen Sie sich offen aus.

„— Das ist mein Wunsch. Vielleicht nehmen Sie Ihren Antrag zurück.



„— Nie, nie, und wenn Ihr Vater dem Proletariate angehörte!

Wir ließen uns in einer einsamen Laube des Parks nieder. Da meine Zöglinge mit den Eltern eine benachbarte Familie besuchten, hatten wir eine Ueberraschung nicht zu fürchten. Zeit und Ort waren geeignet zu einer langen, vertraulichen Unterredung.

„— Nun sprechen Sie! bat der Baron.

„— Erlauben Sie mir, daß ich ganz offen bin.

„— O, ich bitte Sie darum, Franziska.

„— Mein armer Vater, der sich als Pfarrer eines guten Rufs und der Liebe seiner Gemeinde erfreute, ist auf eine seltsame Weise um's Leben gekommen.

„— Verunglückt?

„— Nein. Man hält dafür, daß er sich selbst entleibt hat.

Nun erzählte ich ihm die Unglücksgeschichte genau, wie sie sich zugetragen und wie Sie, mein Herr, sie bereits wissen. Die Erinnerung bewegte mich tief, ich mußte weinen. Der Baron küßte mir die Thränen von den Wangen.

„— Wie thöricht sind Sie, Franziska! rief er aus. Mag immerhin Ihr armer Vater in einem Anfalle von Melancholie oder Lebensüberdruß sich den Tod gegeben haben — das müßte ja ein Narr sein, der es Ihnen

anrechnen wollte. Der Pöbel zählt den Selbstmord zu den Verbrechen; unter Umständen ist er für den Mann von Ehre Bedingung, Heldenthat. Wem das Leben eine Last ist, werfe sie ab; ein Feiger läßt sich knechten wie ein Sclave, der Muthige macht sich frei. Uebrigens ist ja der Selbstmord Ihres Vaters nicht erwiesen; der würdige Pfarrer kann als ein Opfer der Bosheit gefallen sein. Sprechen wir nicht mehr von dem unglücklichen Falle, es stimmt Sie trübe und ich möchte gern in Ihr lachendes Auge sehen!

Der liebenswürdige, edel denkende Baron beruhigte mich, und ich theilte ihm nun das Zweite mit, das mir auf dem Herzen lag.

„— Ich bringe meinem künftigen Gatten Nichts, Nichts, fuhr ich fort.

„— Begreiflicherweise! Würden Sie die Gouvernante spielen, würden Sie die Launen meiner stolzen Schwester ertragen, wenn Sie reich wären? Franziska, dieser Andeutung bedurfte es nicht. Und habe ich denn nach Vermögen gefragt?

„— Nein, Herr Baron.

„— O nennen Sie mich nicht „Herr Baron"; für Sie heiße ich Friedrich. Sind Ihre Bedenken nun beseitigt? fragte er zärtlich.

Mir fehlte der Muth, meine Bekenntnisse zu voll=

enden. Von dieser Güte und Liebe ließ sich ja Alles erwarten, Alles hoffen. Aber das Geschick meiner armen Schwestern, die außer mir keinen Hort in dieser Welt hatten, lag mir zu sehr am Herzen, ich konnte auf mein Glück nicht bedacht sein, ohne das ihrige zu berücksichtigen.

„— Bis jetzt, Herr Baron, bin ich in gewissen Beziehungen unabhängig, und ich benutze diese Unabhängigkeit zu Gunsten meiner jüngern Geschwister, indem ich ihnen meinen Gehalt sende. Eine Gattin, die Ihnen nichts bringt, hat kein Recht, Etwas zu fordern — wer erbarmt sich meiner Schwestern, wenn ich nicht mehr für sie sorgen kann? Sie sehen, ich bin nicht ganz frei, mich binden Rücksichten . . .

„— Die ich ehre, wie sie es verdienen. Ihre Schwestern werden meine Verwandten, und indem ich Ihnen die Sorge für dieselben abnehme, erfülle ich eine willkommene, eine schöne Pflicht.

Der Baron beseitigte alle meine Bedenken, er pries sich glücklich, der Mann einer Frau mit solchen Grundsätzen zu werden. Wir verlobten uns vor Gott, der unsere Schwüre ewiger Liebe und Treue hörte. Bis zu einem gewissen Zeitpunkte sollte unsere Verlobung ein Geheimniß bleiben; als Grund davon gab der Baron ein Arrangement seiner Vermögensverhältnisse an, bei dem sein stolzer Schwager betheiligt sei. Dann aber

sollte ihn Nichts abhalten, mich der Welt als seine Gattin vorzuführen. Die Heimlichkeit unserer Liebe, das Geheimnißvolle, zu dem wir gezwungen waren, erhöhete den Reiz, den ich in dem Umgange mit dem liebenswürdigen Baron fand.

Die Zeit verfloß; der Herbst, der Winter kam. Das Verhältniß zwischen meinem Verlobten und seinen Verwandten schien mir nicht mehr dasselbe zu sein; beide Parteien legten sich keinen Zwang mehr an, ihre gegenseitige Kälte ward stets bemerkbarer. Dagegen aber wuchs die Leidenschaft des jungen Barons für mich; er ward sogar eifersüchtig auf seinen eigenen Schwager, als dieser mir unerwartet ein reiches Weihnachtsgeschenk machte. Ich hatte Mühe, ihn zu beruhigen, indem ich ihm zu bedenken gab, daß mir meine Ehre über Alles ginge.

Eines Tages suchte mich der junge Baron in meinem Zimmer auf; er sah bleich aus und war im höchsten Grade aufgeregt.

„— Franziska, ich muß reisen, oder es trifft mich ein Verlust, der mich Deinetwegen doppelt schmerzen würde. Mein Vermögen ist ja auch das Deinige.

Ich erschrak.

„— Wann mußt Du reisen?

„— In einigen Tagen.

„— Ich kann wohl erwarten, daß Du bald zurückkehrst . . .

„— Jeder Tag ist mir schrecklich, den ich nicht in Deiner Nähe verleben kann. Wüßte ich einen geeigneten Platz für Dich, Du dürftest nicht bei meinem Schwager bleiben.

Lag in diesen Worten auch eine Kränkung für mich, so schmeichelten sie mir doch, denn sie verriethen die Eifersucht meines Verlobten. Ach, und in seinen Händen lag nicht nur mein Glück, sondern auch meine Ehre. Trennte ihn die Reise für immer von mir, so war ich das beklagenswertheste Geschöpf auf der Erde. Ich erinnerte ihn an seine Schwüre, an meine trostlose Lage, an Alles, was ihn zur schleunigen Rückkehr bewegen mußte.

„— Je früher ich reise, je früher werde ich wieder bei Dir sein! rief er aus. Aber Du bist betrübt, setzest Mißtrauen in meine aufrichtige Liebe — was kann ich thun, Dich zu beruhigen? Gönne mir bis morgen Zeit, ich werde auf ein Mittel sinnen, das alle Zweifel, alle Sorgen bannt.

Ich verbrachte eine schreckliche Nacht. Der Mensch ist stets geneigt, in ungewissen Situationen das Aergste zu fürchten — ich sah mich schon als ein verstoßenes Wesen durch die Welt irren. Ach, und wie furchtbar haben sich jene Befürchtungen erfüllt! Nicht nur das

Verbrechen bestraft sich von selbst, sondern auch der Leichtsinn. Den ganzen Tag sah ich meinen verlobten Bräutigam nicht; in der Abenddämmerung kam er in mein Zimmer.

„— Franziska, meine Schwester hat Besuch; ich kann also ein Stündchen mit Dir plaudern. Und nun höre mich an, ich habe eine Einrichtung getroffen, die Dich beruhigen wird. Zwar hat uns der Priester noch nicht verbunden, aber Du bist meine Gattin. Wir sind jetzt im Februar; in der Mitte des März fahren die ersten Schiffe nach Amerika — wir wandern aus; in der neuen Welt werde ich mein kleines Vermögen durch Speculationen vergrößern.

„— Auswandern! Und meine armen Schwestern?

„— Ich habe an Alles gedacht. Hier werde ich Dir die Anerkennung nie verschaffen können, die Du verdienst; ja es wird mir selbst unmöglich sein, mit den Mitteln, die mir bleiben, uns eine ruhige Existenz zu sichern. Wenn ich Alles bedenke, so ist es das Beste, daß ich in Amerika als Landwirth auftrete. Dort nimmt man uns, wofür wir uns geben, der leidige Standesunterschied, der hier eine so große Rolle spielt, verschwindet. Ehe wir reisen, wirst Du für Deine Schwestern sorgen. Nimm dieses Taschenbuch, es enthält zweitausend Thaler; diese Summe wird wohl genügen, um die Er=

ziehung Deiner Schwestern zu vollenden. Später kannst Du von Amerika mehr senden. Nimm, Franziska, Du hast das Recht, mit mir zu theilen. Während Du nun Deine Familienangelegenheiten besorgst, kassire ich das kleine Vermögen ein, das mir der Vater hinterlassen hat, und welches bis jetzt, weil ein Prozeß obschwebte, nicht flüssig gemacht werden konnte. Meine Schwester, die in guten Verhältnissen lebt, hat auf ihren Antheil zu meinen Gunsten verzichtet. Du kündigst morgen Dein Engagement, und triffst nach vier Wochen in Hamburg ein, wo wir uns im Hotel de l'Europa vereinigen, um uns nie wieder zu trennen. In New-York wird die Kirche unsern Ehebund segnen. Was meinst Du zu diesem Plane?

Wir beleuchteten ihn von allen Seiten; ich konnte ihm meine Billigung nicht versagen, zumal da ich mit der mir eingehändigten Summe meinen Geschwistern eine nachhaltige Unterstützung angedeihen lassen konnte. Nach reiflicher Ueberlegung konnte ich das Versprechen geben, um die bestimmte Zeit zur Auswanderung in Hamburg einzutreffen. Der Baron war entzückt, als er mich so gefügig fand.

Da überraschte uns die älteste der beiden Baronessen. Das Kind war erstaunt, den Onkel bei mir zu sehen.

„— Was willst Du? fragte der Onkel, der nicht minder bestürzt war, als ich.

„— Die Mutter schickt mich.

„— Was will die Mutter?

„— Mademoiselle soll mit mir eine vierhändige Sonate spielen und einige Lieder singen.

Ich versprach, auf der Stelle zu kommen.

„— Zögere nicht, flüsterte mir der Baron zu; ich gehe mit dem Kinde, damit es nicht plaudert. O, Mademoiselle Franziska singt vortrefflich! sagte er laut. Ich habe eben eine Lection bei ihr gehabt.

„— In dem Zimmer der Mademoiselle Franziska steht ja kein Instrument, hörte ich das Kind sagen.

„— Ah, wir haben nur die Noten studirt!

Bevor ich das Portefeuille verschloß, prüfte ich den Inhalt; es war mit Banknoten angefüllt. Und diese beträchtliche Summe konnte ich größtentheils meinen armen Schwestern zuwenden. Ach, hätte mich der Baron an das Ende der Welt führen wollen, ich würde ihm gefolgt sein. Mein Mißtrauen war verschwunden, ich sah der Zukunft ruhig entgegen. Zehn Minuten später trat ich mit einem Notenhefte in den Salon, wo eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen versammelt war. Auch meinen Bräutigam traf ich dort an. Die Baronin forderte mich artig auf, mit meiner Schülerin

eine Sonate vorzutragen. Es geschah. Die Gäste zollten reichen Beifall, und die Mutter schloß ihre geschickte Tochter entzückt in die Arme. Nun mußte ich einige Lieder singen. Die Gesellschaft amüsirte sich und ging dann zu Tische. Die Gouvernante, die ihre Schuldigkeit gethan, speiste in ihrem Zimmer allein. Ach, und die Einsamkeit war mir willkommen, denn ich konnte nun an meinen Vetter schreiben. Spät in der Nacht ging ich zu Bett. Am andern Morgen erfuhr ich, daß der junge Baron abgereist sei. Ueber das Warum und Wohin sprach sich Niemand aus, ich fragte auch nicht, weil ich glaubte, ich sei am Besten unterrichtet. Denselben Tag bat ich in gewählten Ausdrücken den Baron um meine Entlassung, und schützte Familienverhältnisse vor, die mich zur Rückkehr in meine Heimath zwängen. Wenn ich dabei auf den Stolz des Edelmanns gerechnet, so hatte ich mich nicht getäuscht. Ein Diener brachte mir die schriftliche Mittheilung, daß ich reisen könne, wann ich wolle. Ich traf nun rasch meine Vorbereitungen, denn ich wollte die Zeit, die mir blieb, bei meinen Geschwistern verleben. Das Benehmen meiner Herrschaft gegen mich änderte sich nicht; es war wie immer kalt und gemessen. Ach, mein Verlobter hatte wohl Recht: Die Auswanderung nach Amerika war der beste Weg zur Unabhängigkeit.

Nun kamen Stunden, die mich noch jetzt mit Entsetzen erfüllen, wenn ich ihrer gedenke.

Es war gegen Abend. Am folgenden Tage wollte ich reisen. Meine Koffer standen gepackt und verschlossen. Ich saß am Fenster, gedachte meines Bräutigams, der aus Liebe zu mir seinen Rang opferte, und malte mir das Wiedersehen meiner Schwestern mit lebhaften Farben aus. Da trat der Baron mit seinem Gerichtsactuar ein. Erstaunt empfing ich den seltsamen Besuch.

„— Schon reisefertig? fragte der Gutsherr ironisch.

„— Sie haben mir zu reisen erlaubt, gnädiger Herr, und da ich mich nach meinen Geschwistern sehne...

„— Oeffnen Sie die Koffer! befahl der Actuar

„— Warum? wagte ich zu fragen.

„— Ich befehle es Ihnen im Namen des Gesetzes!

Noch hatte ich keine Ahnung von dem Grunde dieses Ansinnens. Meine Koffer hatte ich selbst gepackt, und wußte, was sie enthielten.

„— Mein Gott, bin ich denn eine verdächtige Person? fragte ich entrüstet.

„— Zögern Sie nicht, oder der Gerichtsdiener erbricht die Schlösser.

Der furchtbare Mann mit seinem blauen Kragen stand wartend in der Thür. Ich holte die Schlüssel und öffnete die beiden Koffer. Der Gerichtsdiener begann

auszupacken und legte die Gegenstände auf den Boden nieder. Ach, ich hätte vergehen mögen vor Schaam und Zorn.

Man fand nichts Verdächtiges. Ich wollte meine Habseligkeiten in die Koffer zurücklegen.

„— Halt! befahl der Gerichtsactuar. Legen Sie Alles, was Sie an Papieren und Geld besitzen, auf den Tisch!

„— Bin ich denn eines Verbrechens verdächtig?

„— Im Namen des Gerichts! herrschte mich der Beamte an.

Ich blickte bittend zu dem Baron empor; der Ausdruck seines Gesichts verrieth Herzlosigkeit, Hohn, Verachtung. Stolz im Gefühle meiner Unschuld wandte ich mich ab, und öffnete den Secretär. In einem Fache lag neben der Börse das Portefeuille meines Bräutigams. Ein Schreck durchbebte meine Glieder — sollte man es auf das Taschenbuch abgesehen haben? Verwirrt stand ich einige Augenblicke vor dem offenen Secretär. Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Plötzlich schob mich der Actuar bei Seite und holte das Taschenbuch hervor.

„— Ist es dies, Herr Baron?

„— Ah, das Portefeuille meiner Gemahlin! Es muß achttausend Thaler in Banknoten zu hundert Thalern enthalten.

Diese Worte kamen mir vor, als würden sie aus weiter Ferne gesprochen, denn vor meinen Ohren sauste es wie ein starker Wind. Ich verlor fast die Besinnung. Zitternd sank ich neben dem Sopha nieder.

„— Ich wünsche Glück, gnädiger Herr, sagte der Actuar. Zwölf Stunden später wäre uns der saubere Vogel entflogen gewesen. Achttausend Thaler enthält das gestohlene Taschenbuch?

„— Ja. Sehen Sie nach.

„— Es enthält nur — der Actuar zählte die Scheine — zweitausend.

„— So hat man sechstausend bereits in Sicherheit gebracht.

„— Ich hoffe, die liebenswürdige Dame wird bald bekennen, wo der Rest der Summe verborgen liegt.

„— Mademoiselle Franziska hat ihren Plan schlau angelegt. Nachdem sie endlich Gelegenheit gefunden, das Portefeuille ihrer Herrin aus dem Secretär zu entwenden, bittet sie mich um schleunige Entlassung. Hätte der vermißte Schlüssel nicht Veranlassung gegeben, den sonst wenig gebrauchten Secretär öffnen zu lassen und ihn zu durchsuchen, wir würden den Diebstahl vielleicht erst später entdeckt haben. Dafür, daß ich ihr Wohlthaten erwiesen, dankt mir die junge Dame, die meinen Kindern Moral predigt, durch einen Diebstahl.

Mehr bedurfte es nicht, um mir meine volle Fassung zurückzugeben. Ich dachte nur daran, meine Ehre zu vertheidigen.

„— Ich habe nie den Secretär der gnädigen Frau berührt! rief ich entrüstet aus. Und nie habe ich gewußt, daß man eine so große Summe darin verbirgt. Aber wenn ich es auch gewußt hätte, ich bin keine Diebin, die das Eigenthum Anderer an sich nimmt. Armuth kann mich nicht veranlassen, meine Ehre zu verletzen.

„— Mademoiselle, sagte der Actuar, Sie begreifen, daß wir Sie für schuldig halten müssen, da wir das Portefeuille bei Ihnen finden.

„— Das Portefeuille!

„— Wie ist es in Ihre Hände gekommen?

Diese Frage setzte mich in Bestürzung. Sollte ich das Geheimniß meiner Liebe preisgeben? Sollte ich den Plan meines Verlobten verrathen? Konnte der Angriff auf meine Person nicht einen geheimen Zweck haben; vielleicht den, mich zurückzuhalten?

„— Dieses Portefeuille kann nicht der Frau Baronin gehören! stammelte ich.

„— Nicht übel! sagte der Baron. Sie stempelt mich zum falschen Angeber, zum Lügner.

Der Actuar fragte mich, wohin die fehlenden sechs=

tausend Thaler gekommen seien — ich versicherte, daß es nur zweitausend enthalten habe.

„— Ein freiwilliges Bekenntniß mildert Ihre Schuld! rief man mir zu.

„— Ich bin nicht schuldig!

„— Leugnen ist umsonst, da wir das Gestohlene in Ihrem Besitze gefunden haben.

Auch die Baronin erschien, sie erkannte das Portefeuille als das ihrige. Meine Sinne verwirrten sich, ich konnte nicht mehr auf die Fragen antworten, die man an mich richtete; nur so viel verstand ich, daß man mich für undankbar, verstockt und verderbt hielt, und daß man nachsehen müsse, um zu erfahren, ob nicht mehr entwendet sei, als das Geld. Der Baron befahl, mir den Prozeß zu machen.

„— Man führe die Schuldige in das Gerichtsgefängniß! befahl nun der Actuar.

Ich sank zu den Füßen des Barons nieder, und betheuerte bei allen Heiligen meine Unschuld und beschwor ihn, mich einer solchen Schmach nicht preiszugeben.

„— Wo ist das fehlende Geld? fragte die Baronin.

„— Ich habe nicht mehr gehabt. Nehmen Sie Alles, was ich habe, aber schonen Sie meine Ehre!

„— Wir fordern ein offenes Bekenntniß. Dann werden wir sehen, was zu thun ist.

Mir lag Alles daran, mich der Verhaftung zu entziehen, denn der Gedanke an das Gefängniß war mir eben so schrecklich, als der Tod.

„— Das Portefeuille ist ein Geschenk! rief ich aus. O, so glauben Sie mir doch, ich habe es nicht entwendet.

„— Wer schenkte es Ihnen? fragte die geizige Baronin, die alle Weiblichkeit verleugnete.

„— Ihr Bruder, der Baron Friedrich.

Der Gutsherr sah seine Gattin an.

„— Possen! sagte die Dame. Mein Bruder hat keinen Grund, dieser Person ein Geschenk zu machen. Uebrigens liegt in dieser Angabe eine Beschuldigung — mein Bruder kann sich nicht verantworten — unerhört, diese Person greift die Ehre der Familie an.

„— Rufen Sie den Baron zurück, bat ich; er wird meine Worte bestätigen.

„— Das soll geschehen; aber bis dahin verwahren Sie mir die gefährliche Diebin.

Ich ward in das Amtsgefängniß geführt oder vielmehr getragen, denn ich verlor das Bewußtsein. Als ich erwachte, befand ich mich in einem finstern Gemache. Es war Nacht; draußen erklang das Horn des Wächters. Da lag ich nun, die eine so glückliche Zukunft geträumt hatte, als eine Verbrecherin im Gefängnisse. Konnte der

Baron, wenn er wirklich zurückkehrte, meine Unschuld bezeugen, ohne sich der That anzuklagen? Würde die stolze Familie zugeben, daß man eins ihrer Glieder des Diebstahls bezichtigte? Ach, ich kann Ihnen die Gedanken nicht wiederholen, die meinen Kopf durchkreuzten. Bald nahm ich an, Friedrich habe aus Liebe zu mir seine Schwester bestohlen, bald drängte sich mir die Befürchtung auf, er habe mir diese Lage absichtlich vorbereitet, um mich zu verderben und so seines Wortes entbunden zu werden. Einer Diebin konnte er unmöglich die Hand reichen. Dann wieder vermuthete ich, er habe mich mit den zweitausend Thalern abgekauft und sei mit den sechstausenden, die man vermißte, nach Amerika gegangen. Ich verlor mich in ein Chaos von Vermuthungen, Hoffnungen und Befürchtungen. Bald weinte ich über den Verrath, den Friedrich an mir verübt, bald beklagte ich seine Verirrung, deren er sich aus Liebe zu mir schuldig gemacht. Wie und wann sollten sich diese Wirren lösen? Was sollte nun aus meinen armen Geschwistern werden?

— Sie befanden sich in einer schrecklichen Lage! sagte Paul theilnehmend.

— Worte sind nicht vermögend, meinen Zustand zu beschreiben.

— Fahren Sie fort, ich bitte!

Die arme Frau trocknete ihre Thränen.

— So verbrachte ich drei Tage in dem Gefängnisse, ohne daß man sich weiter um mich kümmerte, als daß man mir ein karges, schlecht zubereitetes Essen sandte. Mein Lager bestand aus einem alten Strohsacke und aus einer Decke. Am vierten Tage erschien die Baronin. Ich glaubte einen Engel eintreten zu sehen. Sie ermahnte mich, offen zu bekennen, was ich wüßte. Der Dame theilte ich mich mit; sie erfuhr mein Verhältniß zu ihrem Bruder und den Auswanderungsplan.

„— Demnach bleiben Sie dabei, von Friedrich das Geld empfangen zu haben? fragte die Dame, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

„— Gnädige Frau, Gott ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede.

Nun bat ich sie, mir die Freiheit wiederzugeben und das Reisen zu gestatten. Sie versprach, sich für mich zu verwenden, und ging. Den folgenden Tag hatte ich ein langes Verhör bei dem Actuar zu bestehen. Ich sagte die volle Wahrheit aus und verschwieg Nichts. Wiederum mußte ich schreckliche acht Tage in dem Gefängnisse verbringen. Meine Gesundheit litt unter den Qualen des Geistes und des Körpers. Krank brachte man mich zum zweiten Male in die Gerichtsstube. Der Actuar verkündete mir mein Urtheil; es lautete auf ein Jahr Zuchthaus. Ich brach besinnungslos zusammen.

— Das ist gräßlich! murmelte Paul, der in tiefster Seele erschüttert war. Kann denn so etwas in unserm Jahrhunderte noch geschehen?

— Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, sah ich den Guts- und Gerichtsherrn vor mir stehen, den Schwager meines Verlobten . . .

— Und des Diebes! fügte der Commis rasch hinzu.

— Sie sind von Rechtswegen verurtheilt, sagte er; aber ich habe Mitleid mit Ihrer Lage und werde aus Rücksicht auf Ihre Jugend Gnade für Recht ergehen lassen. Der Mann, von dem Sie das Geschenk erhalten haben wollen, ist nicht zu ermitteln, und ich vermuthe, daß er fremde Kriegsdienste genommen hat. Muß ich auch voraussetzen, daß Sie bei Bezugnahme auf meinen Schwager der Unmöglichkeit seiner Zeugenschaft gewiß waren, so will ich doch, um die ärgerliche Geschichte zu beenden, der Fürsprache meiner Gattin Gehör geben und das Geschehene als eine Familienangelegenheit betrachten. Reisen Sie, mein Actuar wird Ihnen funfzig Thaler zahlen, damit Sie Ihre Heimath erreichen können.

Nun war ich frei, aber trotzdem konnte ich nicht reisen. In dem ärmlichen Wirthshause des nächsten Dorfes lag ich krank. Man hatte mir meine Sachen aus dem Schlosse nachgeschickt. Ach, ich mußte das letzte Geschenk annehmen, meine Lage zwang mich dazu. Nach

vier Wochen konnte ich daran denken, meinen Weg fortzusetzen. Ich reiste zu Fuß. Der letzte Thaler war ausgegeben, als ich die Stadt erreichte, in der meine Geschwister lebten. Ich ging zu dem Schreiber. Der arme Mann war Tags zuvor begraben; seine Wittwe saß zwischen den Kindern und weinte. Wie anders wäre es gewesen, wenn ich das Geld mitgebracht hätte! So stand ich eine Bettlerin in dem Kreise armer Leute — nein, mehr als eine Bettlerin, als eine überführte Verbrecherin! Wie hübsch waren meine Schwestern geworden, aber auch wie unglücklich!

Ich überlegte nun mit der Wittwe, was zu thun sei. Die gute Frau war zwar selbst rathlos, aber sie kam mir freundlich entgegen. Wir faßten den Entschluß, eine Mädchenschule zu errichten und Unterricht in weiblichen Arbeiten zu ertheilen. Noch ehe dieser Entschluß zur Ausführung kam, erhielt ich einen Brief von Friedrich. Der brave Mann zeigte mir an, daß er nach den letzten Ereignissen auf dem Gute seiner Schwester mit mir brechen müsse; ich habe es versucht, einen Verdacht auf ihn zu wälzen, der glücklicherweise solcher Natur sei, daß er an seiner Person abgleite. Um kurz zu sein: der Herr Baron erklärte mich für schuldig und seiner unwürdig. Ich hatte Alles gefürchtet, nur dies nicht. Ein Zweifel über die Absicht des Geschenks, das mich in's Unglück

gestürzt, konnte nicht mehr obwalten. Der treulose Mann wollte sich meiner entledigen und mir zugleich den Muth rauben, je Ansprüche an ihn zu erheben. Die Verhältnisse gestalteten sich nun so traurig, daß Gegenwart und Zukunft meine ganze Sorge in Anspruch nahmen. Meine Elise vermehrte die Sorgen, die auf mir lasteten. Nach einem Jahre nahm die älteste meiner drei Schwestern einen Dienst, die beiden andern kamen auf Verwendung mitleidiger Menschen in das städtische Waisenhaus. Was seit jener Zeit bis jetzt sich ereignet hat, erlassen Sie mir wohl zu berichten; das, was Sie wissen, genügt, um den Herrn von Kronau zu charakterisiren. Daß meine Erzählung nur Wahrheit enthält, schwöre ich zu dem Allwissenden, der mich hört! Den Namen des Barons kann ich mit Recht nicht tragen, deshalb führe ich den meines unglücklichen Vaters.

Paul erhob sich; er dankte für die Mittheilung und versprach sie in dem Interesse der guten Sache zu verwenden.

— Sie bleiben also vor der Hand in unserer Stadt?

— Ja, mein Herr.

— Dafür, daß es Ihnen an Nichts fehle, werde ich sorgen.

— Sie können mir die größte der Wohlthaten erzeigen, wenn Sie mir eine Unterredung mit dem Baron verschaffen.

— Zweifeln Sie nicht, Sie werden ihn sehen und sprechen; aber ich bitte Sie, Nichts ohne mein Wissen zu unternehmen. Ueberlassen Sie es mir, den Zeitpunkt zu wählen, der Sie ihm entgegenführt. Noch dürfen Sie nicht auftreten, denn der gewandte Mann würde Ihnen schaden.

— Verfahren Sie nach Gutdünken; ich hoffe Nichts mehr von dem Elenden, ich hasse und verachte ihn. Wenn ich ihn noch einmal zu sprechen wünsche, so leitet mich nur die Absicht, eine Ehrenerklärung von ihm zu fordern. Das Glück meines Lebens kann er mir nicht zurückgeben, aber meinen guten Namen fordere ich von ihm.

Der Commis grüßte und entfernte sich, nachdem er heimlich einiges Geld auf den Tisch gelegt hatte. Auf dem Rückwege kam er an dem Hause des Banquiers vorüber. Da traten Mansberg und der Baron aus der Thür; beide stiegen in einen Fiaker und fuhren davon.

— Sage mir, mit wem Du umgehst und ich sage Dir, wer Du bist! dachte Paul. Der Procurist eines so bedeutenden Hauses hat Umgang mit einem verbrecherischen Abenteurer! Es ist Zeit, daß Herrn Delius die Augen geöffnet werden.

Er kam in dem väterlichen Hause an. Die Mutter empfing ihn in dem Wohnzimmer.

— Paul, der Vater erwartet Dich mit Sehnsucht! sagte sie.

— Wo ist er?

— Immer noch in seinem Zimmer.

Der Sohn ging zu dem Vater. Herr Graff erhob sich von seinem Arbeitssessel und flüsterte:

— Paul, man will die Gattin unseres Chefs compromittiren, will das Glück der kaum geschlossenen Ehe untergraben!

— Mansberg mit Hülfe eines Barons von Kronau.

— Aber das ist noch nicht Alles. O, mir sträuben sich die Haare empor, wenn ich daran denke.

— Was ist's denn noch?

— Auch die Ehre der verstorbenen Madame Delius will man antasten. Der Baron ist im Besitze eines compromittirenden Briefes, den die Verstorbene an den Vater des Barons gerichtet haben soll.

— Aus welcher Quelle kommt Ihnen die Nachricht?

— Lies diesen Brief!

Nachdem Paul gelesen, rief er aus:

— Ich bringe Waffen zur Abwehr, Vater. Mögen sie den Kampf beginnen, wir sind gerüstet. O, die würdigen Freunde!

Noch vor Tische erzählte Paul kurz, was er von dem Opfer des Barons erfahren hatte.

Druck von Gustav Bär in Leipzig.



